1,60 DM / Band 107
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

BASTEI

Neuer Roman

Damona King

Eine Frau gegen Geister und Dämonen

Ryder Delgado

Im Kerker der Bestien

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- i. m. / Spanien P 90



Im Kerker der Bestien

Damona King Nr. 107

von Martin Eisele

erschienen am 31.03.1983

Im Kerker der Bestien

»Du, Nikima!« krächzte der alte Voodoo-Priester, streckte seine dürre Rechte aus und zeigte auf das hübsche, nackte Eingeborenen-Mädchen. »Du sollst die nächste sein, die dem Großen Lemuron geopfert wird!«

Der knochige Zeigefinger mit der graubraunen Pergamenthaut blieb starr auf Nikima gerichtet. Sie schüttelte den Kopf. Ihre langen, seidigen schwarzen Haare wehten wie ein Schleier im Wind, der vom Meer landeinwärts strich. Das ewige Rauschen der Brandung, das Wispern des Windes in den Palmen und Büschen, das Schwirren der Insekten – alles versank in dem Grauen, das Nikima erfüllte. Bis zuletzt hatte sie gehofft. Bisher waren immer nur zwei Opfer dargebracht worden, und Larana und Sikoo waren heute schon gestorben… Und jetzt sollte sie als dritte den Tod in den grünen Fluten finden!

»Komm!«
Wie ein Peitschenknall schnitt die rauhe Stimme des Hawaiianers in ihr Bewußtsein. Die Opferdiener schlugen die Trommeln. Weithin war das dumpfe Tarn-Tarn zu hören. Aber niemand würde es wagen, zur Opferstätte zu kommen.
Nikima setzte sich in Bewegung. Anmutig schritt sie auf den Holzsteg hinaus, an dessen Ende der Tod lauerte. Das Wasser brodelte…
Lemuron wartete in den Tiefen…

***

Der schmale Holzsteg schwankte, vibrierte unter jedem ihrer behutsamen Schritte!
Salzwasser schwappte schäumend darüber – grüne Ausläufer der Meeresbrandung, die hinter dem primitiven Holzplateau und seinem ins Meer hinausführenden Steg tosend auf den weit geschwungenen Strand rollte.
In Nikimas großen, dunklen Augen glitzerten Tränen, die seidigen Wimpern zitterten. Aber sie wollte die Lider nicht schließen, sie wollte keinen Fehltritt machen – er hätte ihren sofortigen Tod bedeutet.
Sie aber wollte leben – leben, und sei es auch nur ein paar Sekunden länger. Noch waren es gut fünfzehn Schritte bis zum Ende des Steges. Noch fünfzehn Schritte Leben.
Die Angst tobte in ihr. Das Grauen preßte ihren Magen zusammen, verkrampfte ihre Eingeweide, saugte ihr das Blut aus den Adern, daß ihre sonst so braune Hautfarbe zu einem bleichen, verwaschenen Grau verfärbt war.
Nikima ging weiter. Schritt für Schritt. Der kühle Meereswind streichelte besänftigend über ihr Gesicht, trocknete sogar die Tränen. Sie fröstelte. Schlagartig war sie sich ihrer Nacktheit bewußt.
Sie kreuzte die Arme vor ihren Brüsten. Gänsehaut überzog ihren Rücken. Schrill wehten Vogelschreie aus dem dampfenden Dschungeldickicht herbei, das wenige Yards vom Strand entfernt begann.
Hinter Nikima, auf dem Plateau im Meer, wurde der Trommelschlag lauter, drängender. Ein Ruf an den Großen Lemuron… Die Botschaft für den Grausamen aus den Meerestiefen, sich für das dritte Blutopfer bereit zu halten …
Und er erhörte den Ruf!
Nikima sah das hektische Kräuseln der Wellen, verursacht von kraftvollen, geschmeidigen Bewegungen in der grünblauen Tiefe.
Sie wußte, daß der Große Lemuron da war… Daß er wartete. Daß er hungrig war …
Der Voodoo-Priester rezitierte die Schwarzen Gesänge des Opferrituals, das schon fast so alt war wie das Leben auf den Hawaii-

Inseln. Ein rauher, auf- und abschwellender Gesang, der von dem harten, hallenden Trommelschlag bedrückend untermalt wurde.

Große, weite Kreise zeichneten sich neben dem Steg ab. Nikima begann zu zittern. Er beobachtete sie. Er taxierte sein Opfer. Sie spürte es – spürte seine Blicke, die wie unsichtbare Geistfinger über ihren schlanken Körper glitten. Und sie wurde langsamer. Der Zauberbann des Voodoo-Priesters schien wie ein zu großer Samtmantel von ihren Schultern zu gleiten. Die Angst verlieh ihr Kraft – die Kraft, dem Befehl des Priesters zu trotzen, und sei es auch nur für wenige Augenblicke.

»Geh!« wisperte es rings um sie her. »Geh weiter! Geh zu ihm – zu Lemuron! Geh!«

Aus den schaumgekrönten Wellen schienen diese Befehle emporzuwehen, und sogar der Wind trug sie mit sich.

»Komm!«

Nikima entspannte sich nicht. Noch fünf Schritte. Der Steg bebte stärker, da er hier vermutlich nicht mehr mit mächtigen Pfählen im weichen Meeresgrund verankert war. Wasser spülte über Nikimas Füße. Gluckernd und gurgelnd wich es wieder zurück. Ein patschender Laut entstand jedesmal, wenn sie einen Fuß vor den anderen setzte und das glitschige Holz berührte. Die Wellen hoben und senkten sich. Es sah aus, als würde dort unten ein gewaltiges Monstrum liegen und schlafen… Schaum entstand – wie der Geifer dieses Ungeheuers. Nikima weinte jetzt nicht mehr. Sie war kalt und leer und ausgebrannt. Ihr Tod mußte sein. Er sicherte das Überleben der anderen.

Aber war das ein Trost – für sie? Starr waren ihre Blicke auf das weite Meer gerichtet, das sich vor ihr ausbreitete. Die untergehende Sonne zauberte Myriaden von Juwelen auf diesen wogenden Teppich. Fern waren die Schattenkonturen der anderen, größeren Hawaii-Inseln Molokai, Maui und Hawaii zu erkennen.

Noch ein Schritt. Ein letzter Schritt. Dann…

Nikima preßte die Lippen zusammen. Wie angeschwollen lag die Zunge in ihrem Mund. Ein Fremdkörper, der ihren gesamten Speichel aufgesogen haben mußte, denn ihre Mundhöhle war zundertrocken.

Das Gesicht schmerz- und angstverzerrt, blieb Nikima stehen. Eine Krallenhand preßte ihr die Kehle zu. Der letzte Schritt. Vor ihren Zehenspitzen glitzerte grünes Meerwasser, Der Steg war zu Ende. Ihr Leben auch. Jetzt mußte sie springen.

Hinter ihr verstummte das Singen des Voodoo-Priesters in einem wilden, geifernden Befehlsschrei, der gleichzeitig alles verzehrende Flammenstöße durch Nikimas schlanken Leib toben ließ.

Ihre Augen weiteten sich. Sie trat nach vorn – und da war kein Halt, kein sicherer Steg mehr, nur noch Wasser, grünes, samtweiches,

gluckerndes Wasser und Schaum…

Eigenartig unbeteiligt sah sie die grüne Oberfläche auf sich zurasen, sah die vielen kleinen schwarzen, tanzenden Schatten, aber auch die gleißenden Lichtflecken, hörte das Platschen, mit dem sie eintauchte. Die Wasseroberfläche schloß sich über ihr, wie ein Stein sank Nikima in die Tiefe. Schwärze umgab sie jetzt. Schwärze und Kälte. Nikimas Mund öffnete sich zu einem stummen Schrei. Luftblasen wirbelten nach oben, zur Helligkeit, zum Leben. In ihren Mund drang Wasser.

Ihre Arme ruderten in panischer Angst. Ihr Körper drehte sich um die eigene Achse. Tiefer… tiefer sank sie – wie ein welkes Blatt. Ihr Lebenswille flammte jedoch empor. Sie strampelte, wollte auftauchen, fliehen, fort, nur weg von hier … Weg aus dieser kalten, grauenvollen Tiefe, in der irgendwo ihr Tod lauerte …

Dann kam er – Lemuron…

Er war blitzschnell und geschmeidig und riesig. Und schrecklicher als alle Beschreibungen, die Nikima in ihrem ganzen Leben von ihm gehört hatte…

***

»Kitschpostkartenfotograf müßte man sein«, murmelte Kenneth Burton und machte eine Handbewegung, die die ganze Umgebung einschloß.

»Daß du immerzu nur an Geschäfte denken mußt…« Das hörte sich fast beleidigt an. Burton wandte den Kopf und warf seiner bezaubernden Freundin einen Blick zu. Natürlich schmollte sie schon wieder – und das konnte sie fast so gut wie Brigitte Bardot. Ludovica hatte genau denselben sinnlichen Mund, die zum Küssen einladenden vollen Lippen. Auch sonst ähnelte sie dem französischen Filmstar. Sie war mittelgroß, schlank, vollbusig – wie Burton es mochte, ihre Beine erstreckten sich endlos lange auf dem weichen, feinkörnigen Sand. Nur war die braungebrannte Ludovica keine Französin, sondern Italienerin, und ihre Haarmähne war nicht blond, sondern pechschwarz und paßte so ganz ausgezeichnet zu ihren großen blauen Augen und dem sonnengebräunten Gesicht.

Ludovica Torrina war einundzwanzig Jahre jung und seit genau vierzehn Tagen Burtons ständige Begleiterin. Wahrscheinlich würde sie das auch noch eine lange Zeit bleiben, denn gefunkt hatte es bei beiden mächtig.

Sie hatten sich in Rom am Forum Romanum kennengelernt. Zwei Tage und Nächte später lud Burton sie schon auf seine Yacht

›Sturmwind‹ und eine vierwöchige Kreuzfahrt nach Hawaii ein, die er mit mehreren Geschäftsfreunden plante.

Ludovica hatte zugesagt. Und jetzt rekelten sie sich hier wie Adam und Eva im schwächer werdenden Licht der einbrechenden

Dämmerung. Vorhin hatten sie die Umgebung erforscht. Es war phantastisch hier. Ein weißer, scheinbar unendlicher Strand zog sich zu ihren beiden Seiten dahin und bildete eine weite Bucht. Sanfte Wellen plätscherten bis fast zu ihren Zehenspitzen herauf. Nur sechs Yards hinter ihnen erhob sich die exotische Wand des Dschungels mit ihren geheimnisvollen Schatten und Geräuschen. Nirgends war eine Menschenseele zu sehen. Dafür aber um so mehr prachtvolle Büsche, riesengroße Veilchen, gewaltige Moosschleier, die von knorrigen Ästen herunterhingen und im leichten Meereswind schaukelten, windzerzauste Palmenkronen und exotische Blüten, die selbst in der über das Land kriechenden Dämmerung noch in allen Farben des Regenbogens leuchteten.

Kenneth Burton hatte schon recht: Das hier wäre die geeignete Kulisse für einen Kitschfotografen. Jeder entsprechende Verleger hätte solche Aufnahmen mit Handkuß gekauft. Burton sah sie richtig vor sich: schwülstige Bilder von der Sonne, die jetzt als großer, ausgefranster und dunkelroter glühender Ball im Meer versank, letzte Strahlen krochen behutsam tastend über das sanft schaukelnde Wasser zum Strand und über das dort liegende weiße Ruderboot und setzten eine glitzernde Spur. Der scharf konturierte Schatten der 20-Meter-Yacht ›Sturmwind‹ schaukelte weit draußen im Meer.

Burton atmete tief ein. Die Luft schmeckte würzig und leicht nach Moder. Irgendwo im Unterholz knackte ein Ast. Gleich darauf schimpfte eine ärgerliche, kreischende Vogelstimme und übertönte all die anderen tausend Geräusche.

Ludovicas schlanke Finger krabbelten über Burtons breite, muskulöse Brust. Er tat, als bemerke er das gar nicht. Die Finger strichen tiefer. Ganz langsam.

Burton freute sich diebisch. *Die* Verführung kannte er noch gar nicht. Mal sehen.

Er war fünfunddreißig. Ein hochgewachsener, durchtrainierter Bursche, dem man ansah, daß er trotz seines hochdotierten Managerpostens nicht hinter dem Schreibtisch versauerte. Wenn man eine solche Figur hatte, dann trieb man mindestens viermal die Woche konsequent Sport. Er tat das. Seine blonden Haare trug er mittellang; sie waren zerzaust. Die blauen Augen blitzten vor Schalk, als Ludovica sehr raffiniert weitermachte und ihn von seinen »Geschäftsgedanken« ablenkte.

Fehlte nur noch, daß sie schnurrte. Mit einer gleitenden Bewegung schmiegte sie sich enger an ihn. Ihre feuchten Lippen huschten über seinen Hals aufwärts. Die Finger waren nach wie vor in entgegengesetzter Richtung unterwegs. Das Kitzeln nahm dann auch zu. Burton wollte protestieren, aber da verschlossen ihm ihre Lippen sehr nachdrücklich und aufregend den Mund. Dann drückte sie ihn in

den weichen, noch sonnenwarmen Sand zurück. Jetzt wollte Burton auch gar nichts mehr sagen.

Wenigstens für die nächsten dreiunddreißig Minuten, die ihn dann doch ziemlich atemlos werden ließen. Ludovica konnte in solchen Ewigkeiten sehr anstrengend sein.

»Na – bist du jetzt endlich auf andere Gedanken gekommen?« fragte sie und wischte die langen Haarsträhnen hinter die Ohren zurück. Ihre Wangen zeigten eine leichte Rötung. Die Ohrläppchen glühten. Lächelnd strich sie sich dann ein paar widerspenstige Sandkrumen vom flachen Bauch, die sich dort festgeklebt hatten.

»Und ob!«

»Dein Glück!«

»Ich habe immer Glück!« brummte er selbstzufrieden und wußte genau, daß sie dieser Tonfall ganz schrecklich reizte.

»Du…«

»Moment mal!« Burton setzte sich auf und angelte nach seiner schwarzen Badehose, die ein paar Zoll entfernt lag – ein zerknautschtes Etwas, voller Sand.

»Was ist denn, Amore?«

»Unser Boot… Verdammt!« Burton sprang auf, zog die Badehose an, denn ganz splitternackt kam er sich jetzt doch ein bißchen eigenartig vor. Es schien kälter geworden zu sein. Schweißperlen standen auf seiner Stirn. Jetzt kühlten sie ab und verklebten seine Poren.

Ludovica teilte seine Emotionen offenbar nicht. Sie lief hinter ihm her und blieb so nackt, wie sie war. Diese Großzügigkeit konnte sie sich leisten – bei der Figur. Da bekamen selbst die Papageien den Schnabel nicht mehr auf.

Burton fluchte. Seine Füße platschten durch die schwache Dünung. Das Boot war verschwunden! Dabei wußte er ganz genau, daß er es weit genug auf den Strand heraufgezogen hatte…

Da! Da waren ja noch die Schleifspuren. Tiefe Furchen im feuchten Sand, daneben Ludovicas und seine Fußabdrücke. Burton erstarrte.

Unwillkürlich ging er in die Hocke und beugte sich vor. Seine Fingerspitzen berührten zitternd die Abdrücke.

Er hatte sich nicht getäuscht! Sein Herz schlug auf einmal doppelt so schnell. Neben Ludovicas und seinen Fußspuren und der Mulde, wo noch vor einer halben Stunde das Boot auf Land gelegt gewesen war, gab es weitere Spuren!

Große, tiefe Abdrücke – wie von gewaltigen, klauenbewehrten Monsterpranken mit Schwimmhäuten…

***

Mit einem gereizten Knurrlaut fuhr Burton hoch! Ludovica hatte die Spuren ebenfalls entdeckt und starrte darauf. Das Blut schien in ihren

Adern zu gerinnen, denn ihre Haut wurde schlagartig kalkweiß, ihre Lippen bebten.
»Komm!« sagte Burton. »Wir müssen weg von hier.«
»Aber das Boot…«
»Ohne das Boot. Los, komm schon…« Er packte sie am Ellenbogen und zerrte sie neben sich her. Nur widerstrebend folgte sie ihm.
Es wurde immer kälter. Der Wind, der über das Meer strich, frischte auf.
Als die ersten Ausläufer der Brandungswellen Ludovicas Knöchel umspielten, schrie sie auf!
Burton zuckte zusammen. Unwillkürlich hielt er den Atem an, wußte für einen Sekundenbruchteil nicht, wie er reagieren sollte.
»Nicht ins Wasser…«, hauchte das Mädchen angsterfüllt.
»Verdammt, wir müssen auf die Yacht… Wir können nicht hier bleiben. Du hast die Spuren doch auch gesehen, oder?«
Sie nickte nur. »Aber es wird im Meer auf uns lauern…«
Burton fröstelte. Natürlich! Daran hatte er in seinem ersten Schock gar nicht gedacht! Natürlich – Herrgott!
Sie rannten zurück. Das Wasser spritzte und gischtete. Plötzlich war die Szenerie nicht mehr romantisch. Die Dunkelheit senkte sich über das Land. Der Sonnenball war nur noch eine Ahnung von Gold und blutigem Rot auf dem Wasser. Doch auch dieser letzte Glanz verblaßte. Die Nacht war nicht mehr zurückzuhalten. Die Geräusche aus dem Dschungel wirkten fremdartiger – bedrohlicher.
Schwer atmend hielten die beiden Menschen an. Wild blickte sich Burton um. Sie waren allein – so allein, wie man überhaupt nur sein konnte. Meilenweite Sandstrände, meilenweit nichts als Wildnis.
Dieser Teil der kleinen Kauai-Insel war wirklich noch unerforschte Wildnis.
Ein unheimliches Raunen lag in der Luft. Der Wind wühlte im Gebüsch, in den Kronen der Palmen.
Aber da war noch ein Geräusch, und das kam nicht vom Wind.
Ein Schleifen. Ein kriechendes Voranschlängeln.
»Ken!«
»Sei still!« Burton zog das Mädchen weiter mit sich. Sie hetzten den Strand entlang. Aus dem düsteren Dschungelrand schienen sie zahllose rotglühende Augenpaare anzuglotzen. Die grünschwarze Wand wirkte gerade so, als würde sie mit jedem Moment, der verging, weiter vorrücken – um sie ins Meer hinauszudrängen.
»Guter Gott, Burton, was kann das nur für ein Vieh sein… Solche Abdrücke habe ich noch nie gesehen!«
»Ich auch nicht, Ludo. Aber das Ding ist gefährlich. Das weiß ich.«
»Wenn wir von hier nicht mehr wegkommen, dann…«
Burton merkte, daß sie heftiger zitterte. Ihre kleine Hand, die in

seiner lag, verspannte sich förmlich. »Wir kommen von hier weg, ich verspreche dir.«

»Aber wie denn?« fragte sie heftig. »Wir haben kein Boot mehr. Wir können nicht schwimmen. Nicht, wenn dieses Ungetüm drau- ßen im Meer lauert… Und dort lauert es. Ich habe die Abdrücke der Schwimmhäute gesehen.«

»Meine Partner werden bestimmt bald merken, daß wir noch nicht von unserem kleinen Landausflug zurück sind«, versuchte er sie zu beruhigen. »Sie werden ein Boot wassern und an Land rudern und nach dem Rechten schauen.«

»Und unsere Leichen finden. – Oder vielleicht nur noch Blutspuren… Ken … Ich habe schreckliche Angst!«

Er blieb stehen und nahm sie in die Arme. Ihr nackter Körper schmiegte sich bebend an ihn, er streichelte sie und murmelte verrücktes Zeug, irgend etwas, das ihm gerade eben einfiel und das sich besänftigend anhörte. »Komm schon, Baby, ich lasse nicht zu, daß dir jemand was antut…«

Aber er wußte, daß das Unsinn war. Er hatte keine Waffe. Und mit bloßen Fäusten konnte er gegen ein Meeresungeheuer wirklich nichts ausrichten.

Ein dumpfes, bedrängendes Gefühl tief in seinem Unterbewußtsein sagte ihm, *daß* es ein Meeresungeheuer war. Was sonst sollte derart gefährliche Pranken haben? Auf Hawaii gab es keine Bären – oder? Und schon gar keine Viecher mit Schwimmhaut-Pranken!

»Reiß dich zusammen. Bitte. Wir geben nicht auf. Wenn wir nur lange genug durchhalten, dann…«

Er unterbrach sich mitten im Satz. Sein Herz machte einen Sprung.

Und dann stieß er ein befreites Lachen aus. Eine wilde Hoffnung erfüllte ihn, denn nur ein paar Yards vom Strand entfernt sah er das weiße Ruderboot, mit dem sie gekommen waren, in der Brandung dümpeln.

Sein Glück hatte ihn also doch nicht ganz verlassen! Das wurde aber auch Zeit, befand Burton. Langsam war ihm nämlich schon kalt geworden. Und das auf Hawaii.

»Du wartest hier. Ich hole das Boot.«

Ludovicas schmale Hand umklammerte seinen Arm. »Nicht, Ken. Das ist eine Falle, ich spüre es… Und das Boot – das Boot ist der Köder. Dieses Wesen, dessen Spuren wir gesehen haben, will, daß wir uns aufs Meer hinauswagen.«

»Ach was! – Außerdem haben wir nur die Wahl – entweder dieses Risiko einzugehen oder aber hier im Dschungel herumzugeistern. Und das letztere ist auch nicht gerade erhebend, findest du nicht auch?«

Sie wirkte verunsichert. »Ich – ich weiß nicht mehr, was ich glauben soll. Ich habe Angst. Diese Kälte hier… Sie kriecht förmlich aus dem

Meer …«
Er riß sie stürmisch in die Arme und küßte sie. »Das war ein Drei-Minuten-Abschiedskuß, Amore. Genau so lange hält die Wirkung. Wenn die drei Minuten um sind, bin ich wieder da – und zwar mit dem Boot. Dann kriege ich einen dicken Begrüßungs- und Belohnungskuß – okay?« Er lachte sie an. Ihr Gesicht jedoch blieb ausdruckslos, sie schien in sich hinein zu horchen. In den großen Augen schimmerte Angst.

Burton spürte ein eigenartiges Gefühl der Verunsicherung in sich.

Wenn er sich davon verrückt machen ließ, dann holte er das Boot nie. Er wandte sich entschlossen ab. Dunkel und geheimnisvoll wirkte das Meer jetzt. Schaumgekrönt wogte Brandung unter einem pechschwarzen Himmel heran. Die weißen Gischtflocken erinnerten an Abertausende von Elmsfeuern. Geisterhaft. Burton fröstelte. Das stete Rauschen und Tosen des Wassers schien eine eindringliche Warnung zu sein, Eine Warnung – nicht ins Wasser zu gehen.

Aber Kenneth Burton watete bereits in die Dünung hinaus. Der Sand unter dem Wasser war matschig. Feine glitschige Algenfäden waren darin eingewoben.

Er hechtete kopfüber in die nächste heranrollende Welle, tauchte darin unter. Salzwasser brannte kurz in seinen weit aufgerissenen Augen. Mit kräftigen Bewegungen kraulte er los. Für einen Sekundenbruchteil schien ihn unter Wasser etwas zu berühren. Er zuckte zusammen, erschrak, tauchte unter und schluckte Salzwasser. Aber da war nichts. Keine Bewegung, kein Schatten in der trüben Brühe.

Burton stieß sich wieder hoch, spie das Wasser aus, schüttelte die feinen Tropfen aus den Haaren. Das Boot. Er orientierte sich kurz, entdeckte sein Ziel ein paar Yards rechts und kraulte weiter. Gleich darauf hatte er es erreicht. Unwillkürlich atmete er auf. Er packte mit beiden Händen den Bootsrand, spannte die Muskeln an und schwang sich hinauf und hinein.

Obwohl er sich trotz der lächerlichen Schwimmstrecke erschöpft fühlte, verlor er keine Zeit mit Ausruhen. Er nahm das Paddel und stach es ins Wasser. Ludovica war am Strand nur ein bleicher Schemen. Sie winkte ihm. Er winkte zurück.

Dann schrammte das Boot auf Sand. Burton lachte. Er sprang hinaus, rannte durchs Wasser, daß es nur so spritzte und gischtete.

»Na, was sagst du jetzt?«

Er ließ ihr keine Zeit, zu antworten, sondern hob sie hoch und trug sie zum Boot. Unruhig tanzte es auf dem Wasser.

»Ich hatte schreckliche Angst um dich!«

»Jetzt bin ich ja wieder da!«

»Noch sind wir nicht auf der Yacht.«

»Komm, komm, mach dich nicht selbst verrückt. Wir haben das Boot und ein Paddel. Mehr wollen wir von Fortuna vorerst nicht verlangen – eh?«

Sie lächelte schwach, während er das kleine Boot kräftig durch die Brandung schob und sich dann mit einem geschmeidigen Satz hineinbeförderte. Burton paddelte kraftvoll und ausdauernd. Die Dünung bedeutete für ihn keine Schwierigkeiten. Seine Muskeln spielten unter der braungebrannten Haut. Ludovica hatte sich still auf dem Boden zusammengekauert. Ihre Hände klammerten sich an dem schmalen Sitzbrett fest, als sei das ihr einziger Halt.

Burton war beunruhigt, obwohl er es nicht zeigte. So hätte er Ludovica noch nie erlebt. Immer war sie ein mutiges, herzerfrischendes draufgängerisches Mädel gewesen.

Vielleicht war da wirklich etwas Gefährliches im Meer – und sie konnte es spüren? Frauen haben ja manchmal so etwas wie einen siebten Sinn…

Er paddelte schneller. Das Wasser spritzte vor dem Bug des Bootes auseinander. Der große Schatten der Yacht kam schnell näher.

Ein paar Lichter brannten dort. Burton meinte sogar, vage Bewegungen an Bord erkennen zu können. Bestimmt waren seine Partner mittlerweile in Sorge um Ludo und ihn.

Noch höchstens zehn Yards, und sie hatten es geschafft. Burton paddelte mit der Ausdauer einer Maschine. Kalter Schweiß überströmte sein Gesicht. Kalter Wind fächelte über das Wasser. Burton fror, seine nasse Haut schien nie wieder trocknen zu wollen.

Noch sieben Yards! Die Anspannung wurde größer. Jetzt spürte es Burton auch. Da war tatsächlich etwas – irgend etwas. Sie wurden beobachtet, belauert, taxiert. Seine Blicke tasteten nervös die Wasseroberfläche ab. Dort war nichts Verdächtiges zu sehen. *Noch nicht!*

Die Dunkelheit tarnte den Unheimlichen. Säuselnd und winselnd strich der Wind über die Wellen.

Tatsächlicher der Wind? – Oder bewegte jetzt etwas anderes die Wellen? Etwas unter dem Wasser… Etwas, das auch dieses grauenhafte Gewinsel ausstieß?

Fünf Yards.

Vor seinem inneren Auge sah Burton wieder und immer wieder die monströsen Spuren im Sand. Er verzog das Gesicht. Mit dem linken Unterarm wischte er sich den klebrigen Schweiß aus den Augen. Weiter! Schneller!

Weiß und schnittig ragte der Bug der Yacht vor ihnen empor.

»Da! Ken – da ist etwas!«

Der wuchtige Schlag, der den schmalen, schlanken Rumpf des Boots von unten traf, schleuderte Burton nach vorn, auf Ludovica.

Das Mädchen kauerte wie festgefroren am Boden. Ihre Augen schienen zu brennen. Burton rappelte sich auf. Hart hielt er das Paddel gepackt. Das Boot schlingerte, für einen Herzschlag hatte Burton Angst, es würde kentern – aber das tat es nicht. Es kam vom Kurs ab, die Yacht lag jetzt seitwärts. Burton wartete ab.

Ein rauhes, knirschendes Schaben wurde laut! Als würde das Boot über Schmirgelpapier gezogen!

Aber das, was unter dem Boot war, war kein Schmirgelpapier sondern – Schuppenhaut!

Dieser Begriff schoß Burton förmlich durch den Sinn. Er sah, daß sich Ludovica bewegte.

»Bleib! Verhalte dich ganz ruhig! Vielleicht haut dieses Ding wieder ab. Vielleicht glaubte es, daß hier keine Beute zu holen ist.«

Seine Hoffnungen wurden grausam enttäuscht. Die Kälte nahm zu, der Wind jagte kreischend und heulend über das Meer heran, und das dunkle Wasser spie im gleichen Augenblick einen schattenhaften Körper aus!

Etwas geschmeidiges, naß und schillernd… Blutrote Augen leuchteten in der Dunkelheit, ein gewaltiges Maul klaffte auf, Geifer flockte Burton entgegen!

Burton stieß einen gellenden Schrei aus – und reagierte! Ja, er handelte so blitzartig, wie er noch nie in seinem Leben gehandelt hatte!

Die Wasseroberfläche teilte sich, Gischt sprühte, er aber sah nur die roten Augen – und stieß das Ruderblatt hinunter! Kurz war da ein Hindernis zu spüren, dann drang die Spitze ein, glitt ganz mühelos tiefer…

Burton zog das Paddel zurück! Gerade noch rechtzeitig! Der Spuk aus der schwarzen See warf sich mit einem geifernden Kreischen herum… Eine Sekunde länger, und Burton wäre mit seiner Waffe über Bord gehebelt worden!

Aus brennenden Augen starrte er in das aufgewühlte Wasser.

»Ken…«

»Still!« fauchte er.

Der Unheimliche kam wieder. Diesmal von hinten. Burton stieg über den kleinen Sitz, holte mit dem Paddel aus und rammte es hinunter. Wasser spritzte und platschte. Ob er getroffen hatte, wußte er nicht… Nein – er hatte nicht getroffen! Da – da war die Bestie schon wieder! Scharfe Reißzähne schnappten nach ihm, ein glitschiger, stinkender, konturloser Körper flog durch die Luft, lange tentakelartige Auswüchse peitschten nach Burton. Der wich den Tentakeln aus und schlug seinerseits mit dem Paddel zu. Alles ging so schnell, er handelte rein instinktiv. Er traf auch, hörte ein widerliches Knirschen, der Körper war weg – Wasser schäumte auf der anderen Seite des Bootes.

Für Sekunden atemlose Stille!
Dann wurde ein unirdisches Heulen laut. Ein Geräusch-Sturm, der weithin hörbar sein mußte. Burtons Herz hämmerte. Er drehte sich im Kreis und behielt das Wasser im Auge. Auf der Yacht erklangen hektische Stimmen. Jemand schlug die Alarm-Glocke. Ein Scheinwerferstrahl wanderte geisterhaft und ziellos über das dunkle Wasser.
»Hierher! Hier sind wir!« rief Ludovica.
Der Lichtkegel zitterte auf dem Meer herum. Das Wasser schien von unten her erleuchtet zu werden. Den schwarzen und schnellen Körper – den verwaschenen Schemen – sah Burton darin deutlich herangleiten…
Gott, wie schnell dieses Ding war… Es tauchte auf! Kraftvoll schnellte es hoch … Das Maul weit offen, der Rachen mit den gewaltigen und tödlichen Zähnen war eine pulsierende, blutrote Wunde!
Mit verzweifelter Kraft rammte Burton das Paddel auf das Ding hinunter, bevor es aus dem Wasser tauchte. Wieder traf er, aber auch das Boot erzitterte, ruckte herum, kreiselte noch weiter von der Yacht davon!
Dort wurden Schreie laut! »Burton! Ludovica! Was treibt ihr denn–?«
Für eine Antwort fehlte ihnen beiden die Zeit. Der nächste Angriff traf das Boot! Mehrere der leichten Kunststoffplanken zerbarsten.
Wasser schäumte herein. Ludovica stürzte. Burton schrie, fiel ebenfalls hin und ließ das Paddel trotzdem nicht los.
Ein dicker, schwarzer Tentakel kroch über die Bootswandung, schlängelte sich um Ludovicas Fußgelenk und zerrte daran!
Das Mädchen kreischte los. Ein mächtiger Ruck schleifte sie bis an die Wand, wirbelte sie herum. Burton schlug nach dem Tentakel, traf auch – aber die Schläge zeigten keinerlei Wirkung. Er kroch hinüber, hieb wieder und wieder zu. Sinnlos! Ludovicas schlanker, zappelnder Körper wurde über Bord gezogen, wenn ihm nichts Besseres einfiel.
Sie klammerte sich an ihm fest, behinderte ihn. Er schlug daneben.
Das Paddel schrammte über die Kante. Burton verlor schier den Verstand, als er gleich darauf die Fratze aus dem Meer herauftauchen sah.
»Nein! Nicht… Ken – bitte, hilf mir! Hilf mir!«
Er hob das Paddel wie einen Speer, zielte nicht, hielt einfach mitten hinein in diese scheußliche Visage, in das gewaltige Maul, sein Herz setzte für einen, zwei Schläge aus, Ludovicas Schreien erstarb – dafür aber war das harte Knirschen überlaut zu hören… Das Paddel fuhr hinunter …
Dann durchlief Burton ein fürchterlicher Ruck, er stürzte rücklings ins Boot zurück und spürte kaum, wie er aufschlug. Grauenhafte

Schmerzen jagten durch seinen Körper. Ludovicas Wimmern war ein Geräusch ganz am Rande seiner bewußten Wahrnehmung. Er war gefallen? Er verstand das nicht. Das Paddel… Er hatte das Paddel nie losgelassen, sondern auf die Bestie hinuntergetrieben und dabei festgehalten … Mühsam wälzte er sich herum. Irgendwie schaffte er es, sich soweit hochzustemmen, daß er über die Bootswand spähen konnte. Ludovica war bei ihm, umarmte ihn, weinte und stammelte und schluchzte Worte, die er gar nicht verstehen konnte, weil das Blut wie verrückt in seinen Ohren rauschte.

Aber sie war frei. Der Tentakel war verschwunden, zurückgezogen in die schwarze Tiefe – dorthin, wo jetzt auch die Bestie wieder lauern mußte!

Das Boot schaukelte heftig. Burton würde schlecht. Und – woher kam das Blut auf Ludovicas Armen und Brust? Diese großen Flecken… Es war nicht ihr Blut, Ludovica war doch gar nicht verletzt!

»… schnell kommen!« gellte ihre Stimme in seinen Verstand. Sie schrie die Worte zu den Männern auf der Yacht hinüber. »… sind angegriffen worden … Ungeheuer … Schnell … Er verblutet!«

Burton schüttelte den Kopf, versuchte, die schwarzen Flocken aus seinem Verstand herauszukriegen. Er war so schwach. Seine Herzschläge pochten unregelmäßig, und sie ließen seinen ganzen Körper vibrieren. Er konnte kaum mehr richtig atmen. Alles drehte sich hektisch um ihn, und Ludovicas schönes und tränenüberströmtes Gesicht verzerrte sich wie eine Gummimaske, die ins Feuer geworfen worden war.

Fern gellten Rufe – und dann peitschten Schüsse!

Burton sah Ludovicas Gesicht verschwinden.

***

»Wo Menschen singen, da laß dich nieder«, deklamierte Mike Hunter gutgelaunt.

»Denn böse Menschen kennen keine Lieder, jaja«, unterbrach Damona King die Demonstration Mike-Hunter’scher Belesenheit. »Mir geht das Gejaule jedenfalls auf die Nerven!«

Er tat ganz entsetzt. »Aber das ist Kunst, Damona! Folklore! So singt das alte Volk der Hawaiianer…«

»Klingt eher nach verrosteter Kreissäge!«

»Kreissäge!« keuchte Mike Hunter theatralisch und griff sich ans Herz. »Kreissäge sagt sie! – Du bist ein Kunstbanause! Du hast keine Ahnung…«

Damona King rekelte sich in der großen, herzförmigen, in den gefliesten Boden eingelassenen Badewanne, die langen rabenschwarzen Haare hochgesteckt, und pustete Schaumflocken von ihrem hochgereckten Handrücken. »Sieh nach!« forderte sie ihren

Freund lächelnd und demonstrativ beiläufig auf. »Du wirst schon sehen.«

»Und ob ich nachsehen werde!«

Mike Hunter marschierte Richtung Balkon, öffnete die Glastür und trat hinaus. Damona richtete sich in eine mehr sitzende Stellung auf, damit sie ihm nachspähen konnte. Sie sah gerade noch, wie er sich über die Balkonbrüstung beugte – und zurückzuckte. Als er gleich darauf wieder das große, sehr gemütlich eingerichtete Appartement betrat, war er merklich zerknirscht.

»Und?« fragte sie versöhnlich.

»Eine Kreissäge war es jedenfalls nicht!« erklärte er. Um seine Mundwinkel zuckte es verräterisch.

»Sondern?«

»Katzen. Drei Stück. Und alle haben sie sich um dasselbe Katzenweibchen gestritten. – Diese Kater… ts ts ts!«

Damona brüllte vor Lachen. »Folklore! Jaja! Kunst!« Die Tränen schossen ihr in die Augen, die Luft wurde ihr knapp, sie mußte husten und paddelte in dem angenehm kühlen Badewasser herum, daß es über den Rand schwappte.

Mike Hunter stand dann auch da wie ein begossener Pudel, spielte das Spiel konsequent mit, auch wenn er vergeblich versuchte, gute Miene zu machen. Seine Fäuste stemmte er in die Hüften, eine steile Stirnfalte erschien über der Nasenwurzel, seine hellbraunen, zerzausten Haare standen ihm förmlich wie vor lauter Demütigung vom Kopf weg.

Aber dann handelte der hochgewachsene, hagere Mann mit dem sympathischen Gesicht. Er war schnell und geschmeidig. Damona fühlte sich plötzlich gepackt und – untergetaucht. Badeschaum spritzte und wirbelte durch die Luft. Prustend wehrte sie sich. Mike Hunter lachte boshaft, weil sie Wasser geschluckt hatte. Jetzt reichte es. Ein blitzartiges Zugreifen, Damona bekam Mikes Handgelenk zu fassen. Der nachfolgende Ruck sah so spielerisch aus, war aber gleichzeitig sehr kräftig. Mike hatte das Gefühl, ein Vogel – oder besser: Superman zu sein. Er hob vom Boden ab, die Schwerkraft hatte für ihn keine Gültigkeit mehr – er segelte im Tiefflug in Damonas Badewanne.

Es platschte. Mike ging samt Jeans und T-Shirt auf Tauchstation.

Im nächsten Augenblick war die schönste Wasserschlacht im Gange.

Denn jetzt wehrte sich wiederum Mike. Er kitzelte Damona dort, wo es wirklich sehr kitzelt. Sie kitzelte zurück.

Dieses unbeschwerte Herumalbern wurde ganz unprosaisch unterbrochen – und zwar durch ein dezentes, aber nachdrückliches Klopfen an der Appartementtür.

Damona tauchte gerade ziemlich atemlos aus den schaumigen Fluten auf, hörte das Pochen und rief ohne nachzudenken: »Herein, wenn es

kein Dämon ist!«

»Was?« stieß Mike hervor, der jetzt erst auftauchte und sich das Wasser aus Augen und Öhren rieb. »Dämonen? Wo?«

Die Tür schwang auf, ein kleiner, livrierter Hawaiianer, der ihnen gestern schon die Koffer heraufgetragen hatte, trat mit einer devoten Verbeugung ein. Damona sah ihn, denn die Badezimmertür stand weit offen, und der Boy stand ihr im Livingroom direkt gegenüber.

Er sah sie auch. Seine Augen wurden groß – richtige Kulleraugen.

Mike Hunter machte verlegene Schwimmbewegungen, obwohl die Badewanne wirklich nicht tief war.

»Äh – verzeihen Sie – äh…«

»Nur zu, treten Sie näher«, forderte Damona den jungen Mann auf und ließ sich wieder tiefer ins schaumgekrönte Badewasser gleiten.

Ihrer Figur brauchte sie sich zwar wirklich nicht zu schämen, aber es genügte, wenn sie das wußte – und Mike.

»Aber was ist mit Mr. Hunter…?«

»Der badet immer so!« lächelte Damona ganz unschuldig.

Mike starrte sie an, als wolle er sie im nächsten Moment auffressen, dann lächelte auch er. »Weiße Mamsell sein sehr mit ausgefallenen Wünschen für ihre Sklave gesegnet, daidai!« Er deutete ein leichtes Kopfnicken an, wobei er dem Hawaiianer vielsagend zublinzelte.

»Ich – ich verstehe«, murmelte der Mann. »Ich – äh… Der ehrenwerte Priester Tanaka Garzzo erwartet Sie beide in der Bar unseres Hotels zu sprechen. Er bittet Sie, ihn anzuhören. Er hat mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, es sei wichtig. Gefahr droht Ihnen und Ihren Freunden von der ›Sturmwind‹.«

Damonas Lächeln verschwand. Sie wurde ernst. Ihre grünen Hexenaugen leuchteten in einem kalten Licht. »Wer ist dieser Tanaka Garzzo?« fragte sie.

»Er ist ein heiliger Mann, sehr alt und sehr weise. Die Leute von Hawaii schätzen ihn sehr. Er kommt nicht oft in die zivilisierten Gebiete. Sein Leben fristet er in den unberührten Tälern des Inselinnern von Lanai, der sehr kleinen Schwesterninsel von Maui.«

»Sagen Sie dem ehrenwerten Tanaka Garzzo, daß wir gleich kommen werden.«

Der Hawaiianer verneigte sich wieder, warf dann Mike Hunter noch einen undefinierbaren Blick zu und verließ das Appartement.

»Da haben wir den Salat«, brummte Mike. »Nicht mal in Ruhe baden kann man, schon geht's wieder los.«

»Wir können es uns nicht aussuchen«, meinte Damona. Auch sie verließ die Wanne. Auf ihrem geschmeidigen nackten Körper klebten weiße Schaumflocken. Sie trocknete sich ab.

Als sie fünf Minuten später angezogen und gekämmt mit Mike Hunter nach unten ging, ahnte sie bereits, daß es Schwierigkeiten geben

würde. Und dazu brauchte sie nicht einmal ihre Hexenfähigkeiten.

***

Romano Tozzi, der knapp 45jährigen Top-Manager des King-Konzerns, konnte man nicht so leicht beeindrucken. Das schafften weder die knackigen Bikini-Girls, die Kenneth Burton außer seinen Geschäftspartnern auf die ›Sturmwind‹ und die Kreuzfahrt nach Hawaii und um Hawaii herum eingeladen hatte, noch die zauberhaften Bilderbuch-Sonnenuntergänge.

Tozzi hing hartnäckig der Ruf an, er sei im allgemeinen in seine Arbeit verschossen und im speziellen mit dem Multiunternehmen der jungen Konzern-Erbin Damona King verheiratet. So hatte er auch an diesem schicksalsschweren Abend ausschließlich Zahlen und Geschäftsberichte im Kopf, und zum Leidwesen der superblonden Thea überhaupt keine Augen für sie.

»Ihr Italiener seid auch nicht mehr das, was ihr einmal gewesen seid!« beschwerte sie sich und zog eine Schnute, die sich sehen lassen konnte.

Tozzi, braungebrannt, vollschlank, die spärlich gewordenen schwarzen Haare zu einer stürmischen Adriano-Celentano-Frisur in die faltenreiche Stirn gewischt, lächelte. Das war aber auch schon alles. Er blätterte in den Geschäftsunterlagen weiter, die ihm Burton zu treuen Händen überlassen hatte.

Die Nacht war mild, der Wind brachte angenehme Kühle mit sich, dazu das Rauschen der Wellen, die gegen den schnittigen Rumpf der ›Sturmwind‹ dümpelten – die perfekte Arbeitsgrundlage. Fand jedenfalls Tozzi.

Er wollte diesen Packen Unterlagen heute Abend noch durcharbeiten. Seine junge Chefin Damona King und deren Freund Mike Hunter, die diesen Trip ebenfalls mitmachten, zur Zeit jedoch auf der größten Hawaii-Insel in Mauna Ulu weilten, erwarteten übermorgen seinen Bericht. Danach sollte die Entscheidung fallen, ob sie in das Rennboot-Großprojekt der Burton Enterprises einstiegen oder nicht.

Thea gab es auf. Mit einer ruckartigen Bewegung erhob sie sich und stakste davon. Wie der Storch im Salat, dachte Tozzi belustigt.

Außer einem nur briefmarkengroßen zitronengelben Bikini-Slip trug Thea nämlich nur noch hohe Stöckelschuhe, und mit solchen konnte man sich an Deck einer hochseetüchtigen Yacht nun einmal nicht standesgemäß bewegen.

Tozzi hatte sein Arbeits-Domizil auf dem jetzt leeren Sonnendeck aufgeschlagen. Ein Windlicht spendete genügend Helligkeit. Die anderen Mitreisenden lärmten und vergnügten sich unter Deck. Im großen Saal ging es hoch her. Und in manchen Kabinen sicherlich auch.

Tozzi sah Thea noch kurz mit einem fast bedauernden Ausdruck nach, eine Augenbraue hochgeschoben. Dann nahm er einen tiefen Schluck von seinem eiskalten Hawaii-Power-Drink – und war in Gedanken schon wieder bei seiner Arbeit. Allerdings nicht lange.

Ein unheimliches Jaulen trieb über das Meer!

Tozzi horchte, spürte eine leichte Unruhe in sich. Das Jaulen wurde lauter, entnervend grell, verwandelte sich in ein Säuseln und Heulen, als würden tausend unsichtbare Meerdämonen zum Höllentanz einladen.

Tozzi stand langsam auf. Drei große Schritte beförderten ihn an die niedere Reling. Schwarz wie die Nacht war der Himmel und das Meer, fast wie miteinander verschmolzen. Die ›Sturmwind‹ trieb in einem beunruhigenden Medium. Der ferne Strand mit seinen Palmen und der struppigen Vegetation war nur zu erahnen. Der Mond hatte sich irgendwo in dichten Wolken verkrochen, das Licht der Sterne konnte man wirklich vergessen. Es war eine stockfinstere Nacht.

Daß ihm das erst jetzt auffiel. So war noch keine Nacht hier im Pazifischen Ozean gewesen. Tozzi kehrte zu seinem Tisch zurück und holte das Windlicht. Die Flamme tänzelte und warf eine unruhige Helligkeit auf die nahen Planken, die Reling, die Masten und die Takelage, die weiter oben scheinbar von der Schwärze verschluckt wurde.

Das Heulen verstummte. Eine Weile blieb es still, aber dann glaubte Tozzi Stimmen zu hören. Verzerrte Stimmen – Männerstimmen, abgehackte Wortfetzen… Und das harte Eintauchen vieler Ruderblätter!

Da paddelte jemand auf die ›Sturmwind‹ zu!

Entschlossen pustete Romano Tozzi das Windlicht aus und stellte es auf den Tisch zurück. Es dauerte nur kurz, bis sich Tozzis Augen an die Düsternis gewöhnt hatten. Die Decksaufbauten hinter und neben sich konnte er als dunkle Schemen in der Nacht ausmachen.

Aber das, was draußen auf Meer vorging, sah er trotzdem nicht.

Es war einfach zu finster. Tozzi sammelte gewissenhaft die Geschäftspapiere ein, verstaute sie in seinem flachen Aktenkoffer und trat wieder an die Reling.

Jetzt konnte er besser verstehen, was auf dem Meer draußen gesagt – oder besser: gesungen wurde!

»Lemuron! Leemuuurooon! Leeemuuurooon!«

Immer wieder nur diese Silben. Geisterhaft wehten die Stimmen heran, vereinten sich mit dem Rauschen der fernen Brandung, mit dem Weinen des Windes. Es war unmöglich, zu bestimmen, wie weit die Männer entfernt waren, die da sangen. Aber es hörte sich gefährlich und drohend an. Und der Wind, der normalerweise in diesen Gefilden sehr mild und warm hätte sein müssen, wurde jetzt

unangenehm kalt! Eiskalt fauchte er über das Deck!

Das ging nicht mit rechten Dingen zu! Tozzi wartete auch nicht mehr länger ab. Irgend etwas steckte da im Busch – bildhaft gesprochen. Etwas Unheimliches.

Romano Tozzi verließ das Sonnendeck, das ihm jetzt mit den einsamen Liegestühlen, *den* noch immer aufgespannten Sonnenschirmen sehr makaber vorkam. Die Schirmbespannungen knatterten im Wind.

Die Elemente schienen dem geisterhaften Singsang zu antworten, schienen zu reagieren und sich ins Negative zu verkehren!

Die Stimmen kamen näher. Das Platschen und Rauschen ebenfalls – Boote, Einbäume, von kräftigen Ruderstößen vorangetrieben!

Auf der Treppe zum Hauptdeck hinunter tauchte ein gedrungener Schatten auf!

Tozzi erschrak, zuckte auch zusammen – und entspannte sich aufatmend wieder, als er den dicken Kapitän Beckman erkannte.

»Hören Sie das auch?« empfing ihn der schwitzende Mann kurzatmig.

Tozzi nickte. »Deshalb war ich zur Brücke unterwegs. Ich wollte Sie darauf hinweisen.«

»Lemurons Diener«, sagte Al Beckman leise. Er zog ein kariertes Taschentuch hervor und wischte sich das Gesicht trocken. »Das ist ein schlechtes Omen.«

»Warum?«

»Lemuron – so nennen die Eingeborenen der Hawaii-Inseln den großen Gott der Tiefe… Eine Sagengestalt, die so alt ist wie die Inseln hier.«

»Jedem seinen Gott«, meinte Tozzi achselzuckend.

»Lemuron ist eine böse Gottheit«, erklärte Beckman und schwieg, als sei damit alles geklärt. Er lauschte.

Und der Singsang wurde lauter. Drängend und gespenstisch trieb er heran, jetzt deutlich zu hören: »Lemuuroooon! Leeemuuurooon!«

Immer mehr stimmten in dieses flehende Rufen mit ein. Dann wurden Trommeln geschlagen. Tozzi schluckte hart. Die unheimliche Stimmung verdichtete sich. Er war auch nur ein Mensch mit einer Normal-Garnitur Nerven.

»Sie kommen direkt auf uns zu!«

»Meinen Sie?«

»Ja. Wir müssen die anderen alarmieren. Schmeißen Sie die Motoren an. Wir verschwinden von hier.«

»Aber das kann ich nicht so einfach. Vielleicht sind einige der Gäste an Land gegangen…«

»Dann stellen Sie das fest. Los, machen Sie schon.« Tozzi packte den schnaufenden Kapitän beim Arm und bugsierte ihn in Richtung Mitteldeck und Brücke.

»Hört sich an, als würden sie ihn rufen…«, murmelte Beckman und zerrte seinen fleischigen Ellenbogen frei.

»Und zwar sehr«, stimmte Tozzi zu. »Wo ist Burton?«

»Keine Ahnung. Der Chef pflegt sich öfter stillschweigend abzusetzen. Kein Wunder – haben Sie denn Ihre Landsmännin Ludovica nicht gesehen?«

Tozzi gab keine Antwort. Das Gesicht des Kapitäns war eine weiße Fläche in der Düsternis, die Augen groß und dunkel, weit aufgerissen und voller Angst. Der Mann mußte mehr über diesen Hawaii Gott Lemuron wissen.

»Alles paßt«, murmelte Beckman dann auch halb zu sich selbst – und blieb schon wieder stehen. In diesem Moment erinnerte er Tozzi an eine aufziehbare Puppe, die regelmäßig nach fünf oder sechs Schritten wieder stehen blieb und von neuem aufgezogen werden mußte.

»Was? Kapitän, reden Sie, die Stimmen kommen näher… Ich denke, mit den Eigentümern dieser Stimmen ist nicht zu spaßen.«

»Wenn Sie es wirklich auf uns – auf Weiße – abgesehen haben, dann entkommen wir ihnen sowieso nicht, selbst wenn wir es versuchen. Wir haben keine Chance… Ich habe nicht mehr daran gedacht, habe die alten Sagen fast vergessen … Aber heute ist eine Vollmondnacht, und diese See – der Kaiwi Channel zwischen Oahu und Molokai ist Tabu-Gebiet … Verfluchte Region, verstehen Sie. Das hier ist der Einflußbereich des Voodoo-Priesters Tanaka Garzzo, des Uralten, des Bewahrers der Blut-Riten!«

»Aber heute haben wir doch gar keinen Vollmond!«

»Die Wolken… Aber wir haben Vollmond. Wenn die Wolkendecke aufreißt, werden Sie es sehen. Und sie wird aufreißen … Lemuron sorgt dafür.«

»Sie sind ein Weißer – und Sie glauben an die Lemuron-Sage?«

»Ja, und wie – ich habe die Hosen gestrichen voll…«

»Was passiert in den Vollmondnächten in diesem Tabu-Gebiet?«

»Lemuron erhört in solchen Nächten das Rufen der Seinen und taucht aus seinem Mondstein-Turm empor, um neue Opfer zu empfangen.«

»Menschenopfer?«

»Ja.«

Tozzi ließ den angstschlotternden und unschlüssigen Kapitän stehen. Das wilde Rufen nach Lemuron ging weiter, fächelte laut über das Meer. Und dann kam das kreischende Jaulen wieder dazu, das Tozzi vorhin schon einmal vernommen hatte. Es wurde ernst. Wer immer dieses Geheul ausstieß – er war kein Mensch. Ruderschläge näherten sich. Gemurmel unter dem Deckmantel der Rufe. Wasser plätscherte hektischer.

Tozzi stand der Angstschweiß auf der Stirn, als er die Alarmglocke erreichte. Er zögerte nicht, sondern schlug sie. Das Gebimmel hallte

seltsam dünn in der aufgewühlten Nacht. Trotzdem wurde sie gehört. Stimmen wurden laut. Schritte näherten sich, Füße stampften die Treppen herauf. Von unten her wehten noch heiße Rock-Rhythmen, für manche war die Fete noch immer in vollem Gang.

Jemand schaltete den Scheinwerfer ein und ließ den Lichtkegel auf das schwarze Meer hinauslaufen. Beckman hatte sich offenbar gefangen. Tozzi hörte ihn Befehle brüllen. Auch die Neuankömmlinge hörten das Brausen und Winseln und das Rufen nach Lemuron. Die

›Sturmwind‹ schaukelte unruhig auf der aufgequirlten See. Menschen redeten durcheinander. Manche standen nur da und starrten schweigend und erwartungsvoll aufs Meer hinaus.

Dann war Beckman wieder an Tozzis Seite. »Mr. Burton – er ist verschwunden! Beim Klabautermann, ich habe ihn nirgends finden können!«

»Fehlt eines der Boote?«

»Ich sehe nach.«

Tozzi eilte hinter dem Kapitän her. Der schien jetzt wirklich aufzuwachen. Die drohende Gefahr mußte auch er spüren. Der Aufruhr an Deck war mittlerweile auch groß. Die Leute behinderten sich gegenseitig. Ein Mann mit entblößtem Oberkörper torkelte herum und verlangte immer wieder laut brüllend, man solle zum Tanz aufspielen.

Zwei Matrosen zerrten ihn gewaltsam unter Deck.

Da gellte der Schrei!

Tozzi war wie der Blitz an der Reling.

»Hierher! Hier sind wir!« schrie eine verzweifelte Frauenstimme.

Der Lichtkegel wanderte bedrückend langsam über das Wasser.

Dann erfaßte er das weiße Beiboot der ›Sturmwind‹ – und die beiden Menschen darin. Eine nackte Frau und ein Mann. Ludovica und – Kenneth Burton!

Siedendheiß durchfuhr es Tozzi. Der Lichtstrahl verharrte zitternd. Ein Murmeln lief durch die Menge an Bord der ›Sturmwind‹.

Burton kämpfte gegen irgend etwas aus dem Meer. Er stieß das Ruder in die aufgewühlten, schäumenden Fluten, und – »Sie werden von einem Ungeheuer angegriffen! Von einem Meeresungeheuer!« keuchte eine üppige Lady neben Tozzi und wankte zurück, wirbelte schließlich herum und trippelte mit fliegenden Rockschößen davon. Ein Matrose zu Tozzis Rechten hielt einen Karabiner im Anschlag, war aber so perplex, daß er nicht feuerte.

Tozzi entriß dem Mann die Waffe, legte an, wurde aber von den ringsum drängelnden Menschen gestoßen und weggeschoben. Er fluchte.

»Da!« brüllte jemand mit sich überschlagender Stimme.

Ein vielstimmiger Aufschrei gellte im gleichen Moment Etwas

Schwarzes, Schnelles tauchte aus dem Meer, Wasser spritzte und gischtete, Burton hieb verzweifelt zu, ein Kampf auf Leben und Tod spulte sich auf dem Meer ab, das wurde jedem der Zuschauer an Bord der ›Sturmwind‹ klar. Ludovica schrie voller Panik, war von einem schwarzen Tentakel gepackt und an die Bootswand gezerrt worden!

Die schwarze Bestie aus den Tiefen des Meeres fetzte Burtons Arm weg! Der Manager kippte zeitlupenhaft langsam nach hinten, Ludovica schrie noch immer, und auch auf der ›Sturmwind‹ gellten Schreie des Entsetzens und der Panik. Aufruhr brach jetzt endgültig los. Tozzi stand da wie erstarrt, sah die Bestie schlangengleich ins Wasser zurücktauchen…

Der Mann, der auf der ›Sturmwind‹ den Scheinwerfer bediente, erschrak dadurch offenbar so sehr, daß er ihn herumriß, der Strahl ruckte weg, tänzelte spielerisch über die Wasserfläche…

Tozzi aber konnte endlich feuern! Er sah den Schemen noch untertauchen, sah die hektischen Schwimmbewegungen, das Zusammenschwappen der Wogen…

Das peitschende Krachen der Schüsse trieb die Männer und Frauen neben und hinter ihm auseinander. Sie spritzten davon wie aufgescheuchte Hühner. Schreie. Fußgetrampel. Niemand nahm mehr Rücksicht auf den anderen. Jeder wollte nur die eigene Haut retten.

»Setzt die Segel!« kreischte ein Betrunkener, der trotz des Nebels in seinen Gehirnwindungen die Gefahr der Stunde erkannt hatte.

»Wir müssen von hier verschwinden! Das Ding da draußen begnügt sich nicht mit Burton und Ludovica!«

Eine Frau rief; »Wir sind verloren! Oh Gott, wir sind verloren!«

Tozzi dachte an Kenneth Burton und Ludovica, die noch immer da draußen waren – hilflos der Bestie ausgeliefert!

Burton war schwer verletzt. Ludovica halb durchgedreht vor Angst und Grauen.

»Wir müssen sie an Bord holen!« brüllte Tozzi durch das Stimmengewirr dem Kapitän zu, der gerade zu ihm herüberblickte und wahrscheinlich hin- und hergerissen überlegte, ob er dem Eigner der ›Sturmwind‹ nun zu Hilfe eilen oder einfach mit den an Bord befindlichen Leuten verschwinden sollte.

Der Dicke nickte und verschwand Richtung Brücke.

Auch Tozzi kämpfte sich durch die Menge. Ein bulliger Mann mit einem breitflächigen, verzerrten Gesicht versuchte ihm den Karabiner zu entreißen.

»Gib die Waffe her!« knirschte der Mann. »Gib sie her, verdammt!«

»Ich denke nicht daran!«

Und damit trat im Tozzi energisch vors Schienbein und war schon wieder unterwegs, bis sich der Bullige einigermaßen von dem Tritt erholt und fluchend wieder aufgerichtet hatte.

Endlich erreichte Tozzi den an der Reling befestigten Rettungsring. Mit zitternden Fingern löste er die Halterung und schleuderte den rotweiß-gestreiften Ring mit der Sicherungsleine daran ins Meer hinaus. Das kleine, weiße Rettungsboot mit Burton und Ludovica trieb ab.

Aber wenigstens blieb diese schwarze Bestie verschwunden!

Sie konnte es schaffen. Ludovica schrie etwas zur Yacht herüber.

Der Wind riß ihre Worte davon. Burton lag bewegungslos im Boot.

Die ›Sturmwind‹ schwang herum. Es kam Tozzi so verdammt langsam vor.

»Schneller! Verdammt, du alter Kasten, mach schon!« flüsterte er heiser. Unwillkürlich verkrampften sich seine Hände um den Lauf des Karabiners. Angespannt paßte Tozzi auf, daß die Bestie unter Wasser blieb. Er war bereit, beim geringsten Anzeichen ihres Auftauchens zu feuern, was das Rohr hergab.

Die Maschinen der Yacht arbeiteten tuckernd. Fasziniert starrte Tozzi zu dem Ruderboot hinüber, das auf den Wellen schaukelte.

Da sah er aus den Augenwinkeln heraus plötzlich noch andere Bewegungen auf dem Meer draußen. Mehr links.

Der vorhin herumgerissene Scheinwerfer schickte noch immer seinen Lichtstrahl auf die Wellen hinaus. Tozzi wurde von einem harten Ruck durchlaufen.

Im bleichen Licht des Scheinwerfers sah er sie!

Mindestens ein Dutzend flache Einbäume glitten pfeilschnell durchs Wasser – und jeder einzelne war mit dunklen, kraftvoll, wie Maschinen rudernden Gestalten besetzt… Nebelschwaden krochen aus den Fluten und hüllten die Unheimlichen ein, von denen auch der Singsang ausstrahlte.

Lemurons Diener kamen…

***

Die Bar lag im Untergeschoß des Renommier-Hotels *Hawaii-Queen*.

Vermutlich um dem Namen Bar gerecht zu werden, war der gesamte Raum in intimes bläuliches Licht getaucht. Damona King drückte die Tür auf, ließ Mike Hunter an sich vorbei eintreten und folgte dann.

Der Raum war leer und ein beeindruckendes Paradestück moderner Architektur: man kam sich vor wie in einer geheimnisvollen Grotte irgendwo unter dem Meeresspiegel. Fehlte nur der Geruch von Wasser und Tang und faulendem Holz. Die Bartheke nahm ein weites Halbrund ein, davor waren hohe Hocker plaziert. Auch zierliche Tische und Stühle waren aufgestellt, und weiter im Hintergrund der Grotte entdeckte Damona Nischen, in die sich verliebte Paare zurückziehen konnten. In die Wände waren große Aquarien eingelassen, ebenfalls von bläulichem Licht erhellt, in denen die

bizarrsten Fische schwammen, die Damona je gesehen hatte.

Sie machte noch ein paar Schritte in den Raum hinein, blieb dann stehen und sah sich um. Sie und Mike waren ganz allein hier unten.

Das war ungewöhnlich.

Gut, normalerweise ging der Betrieb hier bestimmt erst um Mitternacht so richtig los, aber daß die Bar momentan völlig leer war, paßte einfach nicht. Eine unangenehme Stille hatte sich ausgebreitet – nur von einem leisen, monotonen Blubbern von den Aquarien her unterbrochen.

Linker Hand erstreckte sich eine kreisrunde Tanzfläche, die von künstlichen Palmen umringt war – nicht gerade Damonas Geschmack, aber in dieser Szenerie durchaus wirkungsvoll.

»Miß King?«

Damona fuhr beim Klang der dunklen, rissig wirkenden Stimme herum.

Aus den Schatten zwischen den Kunstpalmen trat ein hagerer Mann – ein Hawaiianer. Damona war davon überzeugt, daß dort drüben vorhin niemand gewesen war.

»Ja?« murmelte sie.

»Ich bin Tanaka Garzzo.«

Der Mann deutete eine leichte Verneigung an – keine Demutsbezeugung, sondern eine seltsam stolze Geste. Er kam näher, seine Bewegungen war geschmeidig, die Schritte lautlos. Sie taxierte ihn mit einem Blick.

Garzzo war schlank, asketisch hager und alt – uralt. Sein Gesicht glich einer vertrockneten Kartoffel, das linke Auge mußte ihm irgendwann einmal ausgebrannt worden sein. An seiner Stelle klaffte nur mehr eine schreckliche dunkle Höhle, verknorpeltes Fleisch wölbte sich hoch, runzelige, knotige Haut spannte sich darüber. Der Mund war schmallippig. Das unversehrte rechte Auge des Mannes blitzte in einem kalten Glanz – was aber auf die hier unten herrschenden Lichtverhältnisse zurückgeführt werden konnte. Die Hände und Arme wurden von welker Haut umschlottert. Weite Gewänder machten den dürren Körper massiger als er je hätte werden können. Garzzo war über und über mit Schmuck behängt. Dennoch war nur ein einziges Mal ein verräterisches Klimpern zu hören.

Der Mann gab sich gar nicht erst Mühe, einen harmlosen Eindruck zu machen. Er verstrahlte eine kalte Aura der Gefährlichkeit, der Skrupellosigkeit, der Unbarmherzigkeit. Sein forschender Blick wanderte über Damonas Körper. Sie spürte ihn – direkt auf ihrer Haut. Es war keine Einbildung.

»Ich habe auf dich gewartet – lange Jahre gewartet«, begann der Priester, als er dicht vor Damona King stand. Wenn er sprach, konnte sie seine schlechten Zähne sehen. Die meisten fehlten, die, die er noch

hatte, saßen schief und gelb verfärbt in seinem Kiefer.
»Woher kennen Sie mich?«
»Wie lernt man eine Hexe deines Schlages kennen?« antwortete er mit einer Gegenfrage. Zwischen Damonas Schulterblättern begann es zu kribbeln.
Damona schwieg und sah ihr Gegenüber scheinbar unbeteiligt an.
Bin gespannt, was jetzt kommt, dachte sie. Garzzo lächelte schief.
»Du bist Damona King, die Tochter der abtrünnigen Hexe Vanessa und des normalsterblichen James F. King. Im normalen Alltag spielst du die Konzernerbin – aber in Wirklichkeit bekämpfst du jene, die sich in der Schwarzen Familie zusammengeschlossen haben. Man gab dir den ehrfurchtsvollen Titel ›Bezwingerin der Finsternis‹. Du bist gefährlich für jene, denen du eigentlich von Geburt an gehorsam dienen solltest.«
»Warum erzählen Sie mir das alles? Was wollen Sie von mir? Machen Sie's kurz…« Damonas Stimme verriet leichte Ungeduld.
Garzzos Lächeln verbreiterte sich, wurde gemein. »Was ich von dir will, Damona King? – Ich will dich! Dich allein…«
»Ihnen ist klar, daß ich dabei auch noch ein Wörtchen mitzureden habe?« fragte Damona betont leise – und sehr gefährlich. Aber diese Nuance schien Garzzo nicht aufzufallen. Er grinste weiter.
»Ich brauche dich für Lemuron. Er soll dich haben. So erübrigt sich das Blut Ritual für viele Monde. Zahllose Mädchen meines Volkes brauchen so nicht mehr zu sterben…«
»Schluß jetzt!« unterbrach Mike den monotonen Redestrom des Eingeborenen. Mike hielt seine Magnum in der Rechten, und das war ein verdammt gutes Argument – selbst wenn der Alte ein Dämon war. Die Waffe war mit Silberkugeln geladen – und die Kugeln einer Magnum waren beeindruckend großkalibrig.
Der Priester fixierte Mike nicht einmal. Für ihn schien er gar nicht zu existieren.
»Freiwillig?«
»Freiwillig.« Der Mann nickte. Und er wirkte so überzeugt, daß sich das eisige Kribbeln auf Damonas Rücken verstärkte.
»Wer sind Sie?« fragte sie – vielleicht, weil sie den offenen Konflikt noch für zwei, drei Sekunden hinauszögern wollte.
»Ich bin Tanaka Garzzo, der Priester des Lemuron. Ich bin sein Vertrauter, sein zweites Ich, sein Repräsentant auf Erden seit Anbeginn des Großen aus der Tiefe.«
»Warum hörst du dir das Geschwätz überhaupt noch an?« fragte Mike ungehalten. »Der hat doch einen Stich…«
Garzzo redete weiter: »Ich weiß, was ich sage, Mr. Hunter. Ich bin Priester des Lemuron. Monat für Monat opfere ich meinem Herrn aus der Tiefe. Zwei Mädchen waren es früher. Heute verlangt er bereits

drei. Es werden immer mehr. Sein Hunger wächst. Er braucht ein Opfer, das diesen Hunger für sehr lange Zeit stillt. Dich, Damona King.«

»Ich könnte versuchen, Lemuron für Sie und Ihr Volk zu töten«, erwiderte sie. »Du weißt, daß ich dazu in der Lage wäre…«

Er schüttelte den Kopf. »Niemand ist dazu in der Lage. Außerdem – ich will, daß Lemuron weiterexistiert. Ich bin sein zweites Ich. Er sorgt dafür, daß ich auf ewig lebe – in seinen Diensten.«

Damona preßte die Lippen zusammen. »So ist das also.«

»Komm.«

»Wenn du kein überzeugenderes Argument hast – nein!« Damona hielt dem stechenden Blick des unversehrten Auges stand, ohne mit den Wimpern zu zucken.

Mike Hunter scherte wachsam nach rechts hinüber weg, um freie Sicht zu haben.

Der Priester lächelte nicht mehr. Er hob eine Hand. Die Ringe und Ketten daran klimperten und klirrten. »Höre, Damona King. Mein Argument ist folgendes: Du bist auf der Yacht ›Sturmwind‹ hierher gekommen. Deine Gefährten sind weitergesegelt und befinden sich momentan in den Gewässern vor Laau Point. Lemuron und seine Diener tauchen normalerweise nur einmal im Monat auf – in der Nacht des Vollmonds. Sie holen sich ihre Opfer. Dann verschwinden sie wieder in den dunklen Tiefen, in den Labyrinthen des Mondstein-Turmes und durchschlafen die Kluft der Zeit – bis zum nächsten Vollmond. Heute ist es anders. Lemuron hat seine Opfer bekommen. Trotzdem ist er noch immer unterwegs. Er belauert deine Gefährten, Damona King. Und Lemurons Diener- Nun, sie beschränken sich nicht darauf, zu Belauern. Sie greifen an. Sie holen sich, wonach ihnen gelüstet! Habe ich mich deutlich ausgedrückt?«

Das Auge des Priesters schien in frostigem Feuer zu glühen.

»Entweder, ich komme mit, und es passiert ihnen nichts, oder…«

Damona ließ den Satz unvollendet.

Der Priester nickte. »Oder du kommst nicht mit, und sie sterben einen fürchterlichen Tod im Mondstein-Turm. Du kannst es dir überlegen.«

Damona versuchte einen Bluff. »Und wenn mir das alles gleichgültig wäre?«

»Es ist dir nicht gleichgültig. Ich habe mich lange mit dir befaßt. Vielleicht kenne ich dich besser als irgend jemand sonst auf der Welt. Komm jetzt!« Eine knochige Hand zuckte vor und legte sich kühl und mit einem eisenharten Griff um Damonas Arm.

Sie reagierte. Ihre Linke kam hoch, packte zu – und umklammerte Garzzos Arm. »Wenn du Lemurons Vertrauter bist«, sagte Damona fast sanft und blickte den Priester dabei starr an, »dann kannst du doch

auch bestimmt dafür sorgen, daß der Angriff gar nicht erst stattfindet…«

Sie unterbrach sich entsetzt!

Tanaka Garzzo war bisher schon nicht gerade eine Schönheit von einem Mann gewesen, aber jetzt verwandelte er sich in eine Bestie, wie Damona sie noch nie gesehen hatte!

Die weiten Gewänder platzten mit häßlichem Ratschen, Ringe und Ketten und der ganze andere Schnickschnack, mit dem der Mann behängt war, gerieten in Bewegung, Knochen schienen zu bersten und sich zu dehnen und zu strecken, ein reißendes Knirschen begleitete den ganzen Umwandlungsprozeß! Ein Heulen, das von keinem Menschen stammen konnte, brach von wulstigen, hornartigen Raubtierlefzen!

Alles lief blitzschnell ab!

Hörner wuchsen aus der faltigen Stirn des Priesters und dort, wo gerade noch die Augenhöhle klaffte, erstrahlte ein Fischauge in eiskaltem Glanz. Vampirzähne stachen aus den Kiefern – und was normalerweise vielleicht ein Mensch war, war jetzt eine abstoßend häßliche Kreatur – eine Mischung aus Fisch und Ghoul. Das Monstrum warf sich kraftvoll nach vorn, packte Damona und wollte mit ihr davonhetzen.

Sie duckte sich und entging so dem ersten wuchtigen Prankenhieb. Aber sie kam nicht weg. Die andere Pranke der Bestie hielt sie unnachgiebig am Arm gepackt. Damona schickte ihre Handkante auf die Reise; ein verzweifelter Hieb, der auf die rasend pochende Halsschlagader des Monstrums zielte. Aber diese Gegenwehr erwies sich sehr rasch als lächerlich. An der Schuppenhaut glitt Damonas Hand ab. Knurrend kreiselte die Bestie herum, ein neuer Schlag sauste heran…

Damona fand diesmal keine Zeit mehr, sich davor in Sicherheit zu bringen. Die Bestie hielt sich buchstäblich an der kurzen Leine und konnte gar nicht danebenschlagen. Für einen Herzschlag hatte Damona das Gefühl, ihr Kopf würde ihr von den Schultern gerissen – die Umwelt explodierte in grellen Strahlen… durch die eine schattenhafte Gestalt geisterte …

Mike Hunter!

Er steppte mit einem wilden Wutschrei beiseite. Er konnte nicht feuern, weil die Fisch-Bestie Damona wie ein Schutzschild vor sich hielt… und jetzt geduckt losstürmte …

***

Tozzi starrte fasziniert aufs Meer hinaus. Rasend schnell glitten die Einbäume mit den düsteren Gestalten heran.

Dann löste sich der Schock. Tozzi stieß sich von der Reling ab, packte

den Karabiner fester und brüllte nach Kapitän Beckman. Die Yacht war zu langsam. Noch immer trennten sie gut zehn Yards von Burton und Ludovica. Fast glaubte Tozzi, als würde das kleine Rettungsboot nicht abgetrieben, sondern – davongeschleppt.

Von der ›Sturmwind‹ weggezogen – von der schwarzen Meer-Bestie!

»Hierher!« brüllte Tozzi. »Wir müssen Burton und Ludovica an Bord bekommen, bevor die Eingeborenen da sind!«

Drei beherzte Männer waren an Bord geblieben. Beckman steuerte die ›Sturmwind‹ offenbar persönlich, denn wenn Tozzi die Augen zusammenkniff und zum Ruderhaus hinaufstarrte, sah er dort hinter der Frontscheibe einen massigen Schatten im vagen Licht stehen.

Tozzi legte den Karabiner an. Die Eingeborenen kamen jetzt von rechts. Geradeaus schaukelte das Beiboot auf den Wellen – und trieb weiter ab. Die ›Sturmwind‹ aber holte auf. Kraftvoll wummerten jetzt die Dieselmotoren.

»Los doch!« brummte Tozzi angespannt.

Zwei Minuten vergingen wie eine Ewigkeit, der Singsang der Eingeborenen hallte lauter und gräßlicher, das Rauschen der Wellen begleitete ihn. Sie waren mittlerweile höllisch nahe. Und sie paddelten mit unverminderter Energie. Es ging um Sekunden. Für Tozzi stand jetzt schon fest, daß sie nicht mehr rechtzeitig genug wegkommen würden.

Egal, was die Eingeborenen vorhatten – sie würden es zumindest ansatzweise in die Tat umsetzen können.

»Wir haben sie!«

Tozzi zuckte zusammen und schaute in die andere Richtung. Ein Matrose lief zum Scheinwerfer und ruckte das klobige Ding herum.

Das Beiboot lag mittschiffs. Hilfreiche Hände streckten sich den beiden erschöpften Menschen darin entgegen. Ein Mann kletterte sogar die nasse Strickleiter hinunter. Tozzi erkannte in ihm Johnston McKeen, den 50jährigen Inhaber der McKeen Enterprises in Kanada.

Der Mann hatte schon immer das Herz auf dem rechten Fleck gehabt. Tozzi sicherte unterdessen in Richtung der Eingeborenen. Der Singsang verstummte schlagartig. Eisig wirkte die Stille. Das Rauschen der Meeresbrandung war plötzlich überlaut. Die Männer arbeiteten verbissen und rasch.

»Er verblutet!« wimmerte Ludovica immer wieder. Tozzi wagte kaum zu atmen. Die Eingeborenen hatten die Yacht beinahe erreicht. Einige standen in den schaukelnden Einbäumen auf – ruckartig, wie Marionetten. Tozzi bekam einen bitteren Geschmack in den Mund.

Die anderen zerrten Burton an Deck, hievten ihn über die niedere Reling. Dann wurde der rassigen Italienerin geholfen. Sie weinte.

Strähnig hingen ihr die nassen Haare ins Gesicht.

»Der Arzt… Holt den Doc!«

Ein Mann rannte los.
Tozzi wollte einen Warnruf ausstoßen, doch es kam nur ein krächzender Laut! Dann war die Warnung überflüssig. Ein Scharren wurde laut, mindestens drei der schlanken Einbäume legten an der Sturmwind an, Seile flogen dicke, knorrige Stricke, an deren Enden gefährlich blitzende Enterhaken befestigt waren. Einer dieser Haken wurde dem davonrennenden Matrosen zum Verhängnis.
Ein gurgelnder Schrei – der Mann zappelte, wurde über das nasse Deck geschleift…
Tozzi feuerte. Der Mündungsblitz blendete ihn kurz. Der peitschende Schuß gellte in seinen Ohren. Eine der dunklen Gestalten wurde herumgeworfen und kippte lautlos ins Meer.
Gespenstisch!
Auch von den anderen Eingeborenen war kein Laut zu hören. Weder Wutschreie noch Schreie der Rache! Sie schienen gar nicht mitbekommen zu haben, daß einer der ihren getötet oder doch zumindest schwer verletzt worden war!
Was waren das nur für Menschen?
Waren es überhaupt – Menschen?
Jetzt krochen die Nebelschwaden über die Reling. »Lemuuron! Leemuuurooon!« hallte es wieder durch die Nacht.
Tozzi feuerte. Zwei der anderen Männer eilten los, um die Enterhaken aus den Planken zu reißen und über Bord zurück zu schleudern. Beckman brachte die ›Sturmwind‹ auf volle Fahrt. Draußen rauschte die Bugwelle, wurde geteilt von dem schnittigen Rumpf der Yacht.
Die Nebelschwaden breiteten sich wie Trockeneis-Dämpfe aus, dicke Schleier, grau, schlierig, eine Tarnung für die finsteren Gestalten, die lautlos an Deck turnten.
Tozzi fand keine Zeit, nach Burton oder Ludovica zu sehen.
Die Angreifer enterten die ›Sturmwind‹!
Es waren Hawaiianer. Zumindest sahen sie in dem diffusen Licht so aus. Wie Spukgestalten tauchten sie aus dem treibenden Nebel auf.
»Bringt die beiden unter Deck!« kommandierte McKeen. »Packt mit an, ihr Hundesöhne, los, oder ich mach' euch Beine! Scheißkerle, Feiglinge…«
Burton schrie vor Schmerzen. Aber seine Stimme versagte ihm mehr und mehr. Er hatte zu viel Blut verloren.
Tozzi zögerte. Bisher hatte er bewußt danebengeschossen. Bis auf den einen tödlichen Schuß hatte er nur Warnschüsse abgegeben.
Jetzt kamen die Unheimlichen auf ihn zu. Geschlossen. Eine Reihe.
Mindestens sechs, sieben Männer. Schulter an Schulter. Hinter ihnen folgten weitere. Immer mehr Einbäume legten mittschiffs an.
Tozzi wartete noch immer ab, den Finger am Abzug des Karabiners.

Sekunden vertickten. Hinter ihm wurden Burton und Ludovica in Sicherheit gebracht und die anderen Gäste alarmiert, daß der Feind an Bord war.

Der Feind – die Eingeborenen – waren waffenlos.

Konnte, durfte er auf sie schießen? Tozzis Hände begannen zu zittern. Er wußte nicht, ob er es konnte. Vorhin, das war etwas anderes gewesen. Langsam wich er vor der heranrückenden Mauer aus Menschenleibern zurück. Seine Schuhe scharrten über das Deck. Jemand brüllte etwas. Er verstand nicht, was.

Dann näherten sich hastige, schleichende Schritte – von hinten…

Tozzi fuhr herum, sah den Eingeborenen auf sich zufliegen – und riß den Karabiner hoch. Mit einem harten Laut traf der Gewehrkolben gegen die Schläfe des Mannes. Und pflückte ihn aus der Luft.

Unsanft landete der Schwarze, überschlug sich – blieb jedoch nicht liegen.

Und jetzt kamen die anderen. Sie rückten vor, ihre Hände streckten sich aus – gierige Krallen…

Sie wollten nicht reden, nicht verhandeln – sie wollten töten! Tozzi fror, als er zu fliehen versuchte. Noch immer verbot es ihm sein Gewissen, einfach drauf loszufeuern. Er schlug Haken, rannte, versuchte, aus dem Kreis der Eingeborenen zu entkommen…

Es klappte nicht. Sie kamen jetzt aus allen Richtungen.

Und die, die jetzt zu den anderen stießen, hatten Speere, lange Spieße mit häßlich gezackten Metallspitzen…

Tozzi sah, wie der erste seine Waffenhand hob, um gnadenlos zuzustechen…

Tozzi drückte ab. Er feuerte auf die Schattengestalten.

Und das grausige geschah!

Diejenigen, die er traf, fielen nicht um!

Sie marschierten weiter – unaufhaltsam…

***

Tozzis Herzschlag setzte für eine halbe Sekunde aus! Wie festgefroren kam er sich vor. Er konnte sich nicht bewegen, die Waffe nicht noch einmal abfeuern – er stand einfach nur da.

»Lemuuurooon! Leemuuurooon.«

Die Hawaiianer stapften über das Deck, und der eiskalte Bannzauber strahlte von ihnen aus. Wie Roboter öffneten sie ihre Münder und stießen die Silben abgehackt hervor. Der Nebel Wurde dichter.

Kalt war der Wind. Die Wellen griffen wie die Pranken von Meeresungeheuern hoch und rollten über Deck.

Tozzi schüttelte den Kopf. Jetzt konnte er sich wieder bewegen.

Noch immer hatte der eine Hawaiianer seine Faust mit dem Speer erhoben – er stach jedoch nicht zu. Noch nicht. Er kam mit seinen

Gefährten näher.

Tozzis Herz schlug zum Zerspringen. Er war kein Held. Seine Welt war anders, die Gefahren dieser Welt auch. Er balancierte mit Zahlen, kämpfte auf einer anderen Ebene – und wenn, dann ging es wieder um Zahlen…

Diese Gefahr hier, dieser Kampf, war real. Es ging um sein Überleben.

Tozzi zog den Stecher durch. Die Kugeln rasten aus dem Lauf, trafen schlugen Wunden – Wunden, die jedoch nichts bewirkten… höchstens ein bißchen Unordnung in die Formation der Angreifenden.

Warum fielen sie nicht um? Warum konnten ihnen die Kugeln nichts anhaben?

Irgend jemand mußte die Lichter auf dem Deck der ›Sturmwind‹ eingeschaltet haben. Helligkeit überflutete die Szenerie, ließ den Nebel irisierend aufglühen.

Das riß auch die Hawaiianer aus dem Schutzmantel von Dunkelheit und Nebel. Sie waren bis auf schmale Lendenschürze nackt.

Mächtige Muskelstränge zogen sich über ihre Arme, Muskelpakete bildeten den Brustkorb eines jeden einzelnen. Die Männer waren ausnahmslos Hünen.

Aber das war es nicht, was Tozzi fast an seinem Verstand zweifeln ließ. Es waren die Gesichter! Mein Gott, diese furchtbaren Gesichter…

Es riß Tozzi herum, er stolperte, fiel, schlitterte über das Deck. Die Hünen rückten weiterhin teilnahmslos, fast gemächlich vor. Sie schienen viel Zeit zu haben.

Die Gesichter…

Selbst, wenn Tozzi die Augen schloß, verfolgte ihn der Anblick! Er rappelte sich wieder hoch. Sah die Gesichter neben sich, über sich, stürzte, spürte eine kalte Faust über seine Stirn gleiten, ein Schlag, der ihn zwar nicht frontal erwischt hatte, der aber ausreichte, ihn fast zu erledigen.

Irgendwie kam er trotzdem wieder hoch. Halb blind taumelte er weiter, spürte weitere Schläge…

Und weitere Angreifer staksten auf ihn zu. Genau wie die anderen hatten sie gewaltige, kraftstrotzende Körper – und uralte, faltige Gesichter, wahre Fratzen des Grauens! Gesichter mit toten Augen!

Kein Lebensfunke leuchtete darin. Ausdruckslos und kalt wie Steine lagen sie in den knochigen Höhlen. Seelenlos. Grausam.

Das waren die Augen von Leichen!

Tozzi schüttelte die Benommenheit ab und rannte schneller. Es wurde ein torkelnder Lauf, aber wenigstens gelang es ihm, den Kordon zu durchbrechen. Er stieß gegen starre, sich ruckartig bewegende Körper, fühlte Hände heranzucken, zupackende Finger – und war urplötzlich frei. Er hörte Schüsse – weit weg, wie durch eine

Wattewand. Irgend jemand mußte ihm Feuerschutz geben. Aber was war das für ein Schutz – die Leichen konnte man mit Kugeln nicht sehr beeindrucken!

Tozzi krümmte sich und hetzte weiter. Sein keuchender Atem war überlaut. Der Schrecken fraß sich wie ein glühendes Messer tief in sein Herz. Tozzi sah den Schatten vor sich aufwachsen, riß die Waffe hoch und feuerte im Laufen. Der Schuß zerriß den grauenvollen Singsang der Toten.

Der Schatten wurde förmlich nach hinten weggeschleudert, beide Hände ruckten hoch, griffen ins Gesicht, der Tote überschlug sich und krachte auf die Planken.

Tozzi schnürte es die Luft ab. Das Ganze wuchs ihm über den Kopf. Die anderen Toten nahmen seine Verfolgung auf. Wie eine Mauer schoben sie sich vor. Manche hatten von der Seite her bereits die Treppe nach unten erreicht. Dort gellten Angst- und Entsetzensschreie. Jetzt begriffen die geflohenen Passagiere der ›Sturmwind‹, daß sie durch ihr überstürztes Davonlaufen der Gefahr nicht entkommen waren – im Gegenteil, hätten sie gleich vorhin den Kampf aufgenommen, hätten die Unheimlichen erst gar nicht so zahlreich an Bord kommen können!

Auch rechts und links von Tozzi krochen die Toten jetzt mit dem Nebel über die Reling. Es waren viele – mindestens weitere zwei Dutzend. Eine Übermacht aus dem Jenseits, durch irgend einen bösen Zauber wieder ins Leben zurückgeholt, um die Lebenden heimzusuchen.

Tozzi stürzte wieder, fiel gegen eine Taurolle, und kam abermals auf die Beine. Er war kein Held, nein, wirklich nicht. Seine Kondition war miserabel. Zwei lebende Tote stellten sich ihm in den Weg, als er weiterhetzte. Wütende Knurrlaute röchelten aus ihren Mäulern. Sie sind wie – Tiere! durchfuhr es Tozzi. Er würgte. Und drückte ab. Wieder hielt er auf die Schädel der lebenden Toten.

Das verfehlte seine Wirkung nicht. Tozzi schaute weg. Und stolperte über die jetzt leblos an Deck liegenden schwarzen Körper hinweg, weiter – nur weiter.

Hinter ihm kamen die Toten. Jetzt schwärmten sie über das ganze Deck der ›Sturmwind‹ aus.

Die Brücke! durchfuhr es Tozzi. Dort war jetzt alles dunkel. Aber dort oben konnten die Toten noch nicht sein, er hätte zumindest schattenhafte Bewegungen sehen müssen. Auf der Brücke aber mußte er wenigstens Kapitän Beckman antreffen…

Tozzi jagte los. Unter Deck hatte er keine Chance. Der Singsang der Untoten setzte wieder ein, schriller und grausamer als je zuvor, er begleitete Tozzi, war wie ein lebendes Wesen, das sich schlangengleich in seine Ohren und Gehörgänge hineinwand und

seinen Schädel wie zähflüssiger Morast ausfüllte, bis dieser zu platzen drohte.

Er warf sich gegen die Tür der Kommandobrücke, sie war offen, er wurde förmlich ins Innere hineinkatapultiert.

»Neiiiin!« gellte ein gräßlicher, röchelnder Schrei, im gleichen Augenblick bellte ein Schuß. Tozzi glaubte, ein Feuerwerk sei vor seinen Augen gezündet worden. Alles war grell, zwei, drei Herzschläge lang, in denen Tozzi sich geistesgegenwärtig zu Boden fallen ließ – dann herrschte wieder undurchdringliche, wie ein körperliches Gewicht auf ihm lastende Finsternis.

Er lag still am Boden, rührte sich nicht, hörte das Stöhnen vor sich.

Lichter blinkten. Ein helles Summen war zu hören. Und von draußen her – Stimmen und Schritte. Tozzi rappelte sich hoch, schlug die Tür hinter sich zu, verriegelte sie, atmete durch und dann überlegte er, ob er es tatsächlich wagen konnte, Licht anzuschalten.

»Beckman?« fragte er heiser.

Keine Antwort.

Es mußte Beckman gewesen sein, der geschrien – und geschossen hatte!

»Ich bin es, Tozzi. Beckman, lassen Sie den Unsinn, ich will Ihnen doch nichts tun!«

Tozzi schnupperte. Den durchdringenden Bezingestank nahm er erst jetzt wahr.

Er drehte den Lichtschalter. Den blutüberströmten Körper des dicken Kapitäns sah er sofort. Er lag halb auf der Seite, die rechte Hand hielt den Revolver noch umklammert. Beckman hatte sich vor lauter Angst selbst erschossen. Tozzi schleuderte den Karabiner von sich, zitterte, atmete stöhnend durch und drückte beide Hände vors Gesicht. Wann hört dieser Wahnsinn auf? durchfuhr es ihn. Aber dabei war ihm allgegenwärtig klar, daß er erst richtig anfing.

Tozzi besann sich darauf, daß er keine Zeit zu verlieren hatte. Sich verstecken konnte er hier nicht. Die Toten würden ihn auch im Kommandoraum finden.

Wenn nur Miß King und Mr. Hunter hier wären, sagte er sich. Die beiden verstanden sich darauf, wie man mit solchen Bestien umsprang. Das hatten sie mehr als einmal bewiesen. Tozzi war einer der Wenigen, die Damona Kings Geheimnis kannten; er wußte von ihrer Doppelidentität.

Im Kommandoraum war es nach der draußen herrschenden Kälte angenehm warm. Wild blickte sich Tozzi um, sah auch die nassen, dunklen Flecke am Boden… Benzinlachen. Zwei Kanister sah er links und rechts neben der Eingangstür liegen. Beckman hatte eine Benzinspur gezogen …

Draußen wurden heranschleichende und stampfende Schritte laut.

Stimmengemurmel. Und Knurren und Grollen. Dann rüttelten kräftige Hände an der Tür zum Kommandoraum.

Die Tür hielt. Aber wie lange sie hielt, das wagte Tozzi nicht abzuschätzen. Eine wirksamere Waffe. Er verspürte eine Heidenangst.

Immer wieder starrte er auf die Benzinflecken. Dann sah er das Funkgerät. Er stürzte hin. Plötzlich war sonnenklar, was er zu tun hatte. Für ihn und die Passagiere der ›Sturmwind‹ gab es wohl keine Hoffnung mehr, dieser Tatsache mußte er über kurz oder lang in die Augen blicken. Aber anderen Menschen mußte dieses gräßliche Schicksal erspart bleiben…

Mit der Anlage kannte sich Romano Tozzi aus. Er formulierte den Funkspruch an die Küstenpolizei von Hawaii, setzte die ausdrückliche Bitte hinzu, Damona King und Mike Hunter, wohnhaft im Hotel *Hawaii Queen*, von seiner Botschaft in Kenntnis zu setzen, drückte Tasten, legte in fliegender Hast Schalter um, die Anlage war in Betrieb, Tozzi stellte auf Dauersendung, das Band drehte sich.

Da krachten hinter ihm die ersten Rammstöße gegen die Tür, das Holz knirschte und ächzte in den Fugen. Tozzi wirbelte herum. In seinen Augen irrlichterte das Grauen. Er hob den Karabiner und feuerte. Immer wieder bellten die Schüsse, die Einschußlöcher an der Tür lagen in Kopfhöhe der Untoten. Vielleicht konnte er so ein bißchen Zeit schinden. Aber daran glaubte er selbst nicht. Immer schrecklichere Schreie gellten draußen. Wasser platschte und spritzte. Was geschah dort? Warfen die Leichen die Menschen über Bord – dieser ungeheuerlichen schwarzen Meeresbestie zum Fraß vor?

Die Rammstöße wurden kurz unterbrochen. Und setzten mit verstärkter Wucht von neuem ein. Erste Splitter lösten sich. Die Tür zitterte und bebte.

Tozzi drückte wieder ab, er riß den Stecher buchstäblich nach hinten – nichts.

Das Magazin war leer. Der Italiener schüttelte die Waffe, ließ sie fallen. Feuer. Das Benzin. Vielleicht konnte er die Monstren mit Feuer zurückdrängen.

»Leeemuuurooon!« hallte es draußen aus unzähligen Kehlen.

Und der Trommelschlag wurde lauter, bis er ein nahes Donnergrollen zu sein schien. Im Hintergrund schrien Menschen in panischem Entsetzen.

Tozzi kramte in Schubladen und Laden, suchte Zündhölzer oder ein Feuerzeug. Die Tür zur Brücke löste sich in ihre Bestandteile auf.

Wütende, zu Krallen geformte Finger erschienen in den Öffnungen, rissen und zerrten an den Splittern. Der erste Spalt vergrößerte sich, krachend zerbarst das Holz. Tozzi lief zu Beckmans Leiche, überwand seine Scheu und suchte in den Hosentaschen des Kapitäns.

»Wenn du doch bloß gewartet hättest«, murmelte er, als er in

Beckmans aufgerissene, anklagende Augen starrte.

Mit zitternden Fingern klaubte er die Packung Zündhölzer heraus.

Möglicherweise hatte Beckman das einzig richtige getan. Es war ein schneller Tod gewesen.

Grauenvolle Fratzen tauchten in dem Spalt auf, glotzten herein, Mäuler öffneten sich, machten Kaubewegungen, Speichelflocken trieften über verzerrte Kinnpartien. Zahllose Stimmen knurrten und grunzten und röchelten durcheinander. Tozzi wußte, was es bedeutete, wenn er das Benzin anzündete. Er dachte an die Menschen unter Deck. Nein. Er durfte es nicht tun. Er wollte nicht zum Mörder an den anderen Passagieren werden. Nicht auf diese Art. Wenn die ganze Yacht in Flammen aufging, dann –Er zerrte sich das Hemd herunter, zerknüllte es, wischte es in den Benzinflecken herum und zündete es an. Das Feuer loderte gierig hoch, Flammenbündel leckten nach Tozzis Hand. Der erste lebende Tote zwängte sich durch den Spalt. Tozzi schlug ihm das brennende Hemd um die Ohren. Das Wesen aus der Hölle fing augenblicklich Feuer, kreischte irrsinnig und fuhr zurück.

Draußen verstummte sein Geschrei nicht. Aber andere kamen und warfen sich knurrend gegen die Tür, vergrößerten den Spalt, fetzten die Holzsplitter buchstäblich weg und fluteten wie eine dämonische Springflut in den Brückenraum herein.

Tozzi schrie seine Angst hinaus. Sie packten ihn. Er wehrte sich, so gut er konnte. Die Untoten waren stärker. Ihrer bestialischen Kraft und Energie und Todesverachtung hatte der Italiener nichts entgegenzusetzen. Furchtbare Hiebe prasselten auf ihn ein, sein Gesicht verwandelte sich in eine pulsierende Masse… Der Mann taumelte zurück, Hände glitten an ihm ab, andere packten von neuem zu, Fingerspitzen krallten sich in Tozzis Haut, und über allem hing der modrige, salzige Gestank der Untoten und der intensive Benzingestank … Rücklings lag Tozzi unvermittelt am Boden, und vier, fünf Leichen stürzten sich auf ihn, hielten ihn fest, zerrten an ihm, rissen, schlugen haßerfüllt zu, kreischten, schrien … Weitere Tote stapften heran.

Unter ihnen war auch der, dem er vorhin mit dem Feuer eingeheizt hatte!

»Nein! Nicht!« brüllte Tozzi entsetzt und machte eine wilde Handbewegung, stach durch die auf ihm liegende Masse der sich bewegenden, zappelnden Leiber hindurch.

Der brennende Untote – ein Schemen inmitten der grellroten Flammen – kam trotzdem. Er stieß ein hämisches Lachen aus. Und setzte seinen brennenden rechten Fuß in die Benzinlache vor der Türschwelle. Die anderen Toten drängten nach.

Dann war da nur noch gleißende Helligkeit – und dann gar nichts mehr…

***

Die Haut der Fisch-Bestie war schwarz und porös und – eiskalt! Eine Kälte, die mit einem üblen, fauligen Geschmack in Damonas Körper eindrang! Eine Kälte, die kribbelte und sie regelrecht zu Eis werden ließ.

Damona hatte das Gefühl, Feuernadeln würden in ihren Adern fließen. Sie konnte sich nicht rühren. Leblos und kopfüber hing sie über der breiten, massigen Schulter der Bestie, die mit watschelnden und trotzdem raumgreifenden Sätzen den langen Korridor entlangstürmte und sie dabei mit einer Pranke festhielt. Damonas Kopf pendelte hin und her, die Arme ebenfalls. Ihr verging Hören und Sehen.

Das vorhin genossene Abendessen machte sich bemerkbar. Wenn das so weiterging…

Sie verdrängte den Gedanken. Die Bestie bog in einen nach links abzweigenden völlig dunklen Gang ein. Hinter ihr gellte ein Schrei.

Damona fiel es schwer, zusammenhängend zu denken. Die Kälte wurde schlimmer. War Mike hinter dem Monster her? Oder hatte es ihn über den Haufen gerannt? Sie wußte es nicht mehr…

Damona biß die Zähne zusammen und versuchte es. Sie spannte die Muskeln ganz langsam an – und schnellte sich im Griff der Fisch-Bestie herum!

Das Ungeheuer verlor für einen Sekundenbruchteil das Gleichgewicht, taumelte nach rechts, stieß gegen die Korridorwand. Der Griff lockerte sich. Damona stemmte sich von der brüchigen, Kälte ausstrahlenden Haut ab, rutschte nach vorn – und fiel. Die Szene hatte Slapstick-Charakter, aber Damona war wirklich nicht zum Lachen zumute. Sie schlug vor dem Ungeheuer zu Boden, spürte einen, zwei harte Schläge in ihre Seiten… Dann wurde das entsetzliche Wesen über sie hinwegkatapultiert. Damona wälzte sich weg, aber die Kälte, die in ihren Adern kreiste, verlangsamte ihre Reflexe.

Ihre Hand zuckte an die Gürtelhalfter, in der sie ihre Luger stecken hatte – aber die Waffe war nicht mehr da. Den silbernen Dolch in der Waden-Scheide bekam sie nicht mehr heraus. Das Monstrum, das einmal Tanaka Garzzo war, sprang – und warf sich auf sie. Damona kam nicht weg. Ein mörderischer Hieb explodierte an ihrer Stirn, sie fühlte sich nach hinten weggeschleudert…

Und wieder hochgerissen. Ein Grunzen begleitete den Vorgang.

Der rasende, holperige Lauf des Ungeheuers setzte wieder ein.

Schatten funkelten und zitterten vor Damonas Augen. Die Kälte, die aus dem Körper der Bestie strahlte, schien schlimmer zu werden.

Kurz mußte Damona die Besinnung verloren haben, denn als sie plötzlich wieder ruckartig ins Geschehen zurückkehrte, hatte sich die Umgebung verändert…

Kälte herrschte auch ringsum. Wasser tropfte. Geräusche hallten weit und wurden zitternd zurückgeworfen. Wasser plätscherte tief unten.

Tief unten?

Damona zwang sich, die Augen aufzumachen. Ein Schacht! Die Bestie kletterte mit affenartiger Behendigkeit einen engen Schacht hinunter! Die Sprossen wirkten verrostet, zerfressen, manche bogen sich unter dem Gewicht des Fisch Monsters und seines Opfers. Tief unten herrschte vage, bläuliche Helligkeit, Wasser glitzerte…

Eine Sprosse brach. Die Bestie stieß ein wütendes Fauchen aus, sackte nach unten weg, Damona spürte, wie ihre rechte Schulter schmerzhaft über rohe Steinquader scharrte… Und sah, mit was für einer fürchterlichen Schnelligkeit sich das Monstrum abermals verwandelte!

Aus dem, was gerade noch der linke, muskulöse Arm mit den gewaltigen Pranken gewesen war, wurde im Bruchteil einer Sekunde eine Art Tentakel, der sich an seinem vorderen Ende dreimal teilte

… Die drei kleinen, sehr sehnigen Tentakel schnellten in die Höhe, packten drei andere Sprossen, ringelten sich darum … Mit einem harten Ruck wurde der Sturz des Monstrums gebremst.

Gleich darauf ging der rasende Abstieg nach unten weiter.

Die letzten sechs Sprossen hangelte sich das Monster nicht mehr hinunter – es sprang einfach.

Geduckt landete es im Abwasser-Pool. Drei niedere Gänge zweigten hier ab. In einen davon tauchte die Bestie ein, wobei sie einen ausdauernden, hechelnden Wolfstrab vorlegte. Der Tentakel verwandelte sich in eine muskulöse Pranke zurück, zwei weitere dieser Pranken entstanden unterhalb der anderen. Damona wurde von zweien davon gepackt und festgehalten.

Das Dreckwasser spritzte und sprühte. Unbeirrt und unaufhaltsam rannte die Bestie durch violettschwarzes Zwielicht. Sie kannte sich hier unten aus.

Dann erreichte sie das Gitter, das den Abwasserkanal zum Freien hin abtrennte. Der Kanal mündete in einem betonierten Hang, draußen, in der milden Dämmerung, war er in ein unscheinbares Bachbett verwandelt.

Die Bestie legte Damona King achtlos ab. Drei Pranken pflückten sie von der Schulter und stießen sie in die stinkende, trübe Brühe.

Atemlos und prustend rappelte sie sich hoch und zum ebenfalls gemauerten Rand hin weg.

Die Bestie verwandelte sich. Aus den Pranken wurden wieder die Tentakel, der ganze Körper wurde wuchtiger, massiger, eine gewaltige, wie zerlaufener schwarzer Teig aussehende, pulsierende Masse. Der neuerliche Umwandlungsprozeß war von reißenden Geräuschen begleitet. Dumpf röchelte das Wesen. Die Tentakel

wuchsen aus dem Rumpf, um sich ebenfalls um die Stäbe zu legen.

Damona ahnte, was der Unheimliche vorhatte. Sie keuchte, wischte sich den kalten Schweiß aus dem Gesicht, starrte in die Düsternis.

Das Monster wirkte bizarr – ein Wesen aus der Phantasie eines Verrückten. Die Lichtverhältnisse waren zu miserabel, als daß Damona Einzelheiten an der Bestie hätte ausmachen können. Das wollte sie auch gar nicht. Es genügte schon, zu wissen, daß aus einem relativ normal und harmlos aussehenden Menschen etwas derart Unfaßbares werden konnte.

Während sich die Bestie mit dem Gitter abmühte, erholten sich Damonas Lebensgeister langsam wieder. Sie ließ sich das allerdings nicht anmerken. Mit einem theatralischen Stöhnen beugte sie sich vornüber. Ihre langen, schwarzen Haare schaukelten über der vor ihr gurgelnden und gluckernden Brühe. Damonas rechte Hand kroch unauffällig tiefer.

Knurrend riß Garzzo an dem Gitter. Es war offenbar sehr massiv verankert und trotzte auch den gewaltigen Kräften dieses Monstrums. Aber schon war ein leises Knirschen zu hören, Mörtel rieselte und bröckelte herunter, wo die Stäbe im Beton eingelassen waren.

Damona leckte sich über die ausgetrockneten Lippen. Jetzt war das Ding abgelenkt. Sie streifte das linke Hosenbein hoch, zog den silbernen Dolch aus der Scheide.

Vor ihr brodelte plötzlich das Wasser! Schlangengleich schossen vier, fünf dünne, wurmähnliche Tentakel heran und ringelten sich um Damonas Fußgelenke. Sie riß den Dolch herum und hoch und durchtrennte zwei der dünnen Striemen!

Garzzo fuhr mit einem jähzornigen und schmerzerfüllten Brüllen herum – die Tentakel rissen das Gitter frei. Die Bestie wurde vom eigenen Gewicht zurückgeworfen, torkelte drei Schritte weit, Damona wurde – von dem einen noch verbliebenen Tentakel an ihrem Fußgelenk – mitgerissen. Wieder klatschte sie ins Wasser. Mit einem Fluch kam sie in der Betonrinne auf den Knien zu liegen, hüfthoch in den stinkenden Abwässern.

Die Bestie stakste auf sie zu. Fünf, sechs Tentakel schlängelten sich durchs Wasser und packten zu. Damona schnitt den einen dünnen Faden durch, der sie noch mit dem Ungeheuer verband und wich zurück. Mit der linken Hand stützte sie sich an der feuchten Tunnelwand ab.

Momentan war die Bestie nur mehr ein Schatten, etwas Großes, Massiges, röchelnd Atmendes. Damona stieß den Atem zwischen zusammengebissenen Zähnen aus.

Längliche und sichelschmale Raubtieraugen mit kalten, senkrecht stehenden Schlitzpupillen verengten sich noch mehr. Ein kaltes Glühen tauchte in den Pupillen auf. Ein grausiger Rachen öffnete sich

mit einem knöchernen Schaben. Reißzähne glitzerten in der Dunkelheit.

»Du hast keine Chance, Damona King«, grollte das Ungeheuer.

»Das höre ich nicht zum ersten Mal, Garzzo. Spar dir deine Luft.«

»Du hast wohl ein Messer – gut. Aber was willst du mit dieser lächerlichen Waffe gegen mich ausrichten? Was?« Er beugte sich vor, kampfbereit, sprungbereit, zwei Paare mörderischer Pranken streckten sich aus, Tentakelfäden ringelten sich von den muskulösen Beinen ausgehend durchs Wasser – auf Damona zu.

Es würde ein harter Kampf werden.

Eine groteske, starre Zunge stach aus dem entsetzlichen Maul, zitterte, blähte sich auf – und zuckte speergleich auf Damona zu!

Sie warf sich zur Seite, fest entschlossen, sich von dieser Bestie nicht einfach abschleppen zu lassen. Sie prallte hart gegen die gerundete Tunnelwand, stieß sich sofort wieder ab und entging den zupackenden Tentakeln und Pranken. Die Bestie war mörderisch schnell, aus dem Rachen kam ein furchtbarer Schrei.

Damona sah den Schatten über sich, tauchte darunter weg und stach von unten herauf zu. Blitzend fuhr die Silberklinge des Dolchs durch die drückende Luft, traf – und glitt mit einem schrillen Ratschen über Hornplatten ab.

Damona rannte. Sie wich zurück, Wasser schäumte, als sie zu der Öffnung hinrannte. Das Gitter lag im Wasser – fast hätte sie es nicht gesehen und wäre voll in die spitzen Zinken hineingelaufen.

Damona sprang aus der Abwasserrinne hinaus, balancierte auf dem handtuchschmalen Sims entlang, erreichte die Tunnelöffnung und hechtete hinaus, als sie die Kälte in ihrem Nacken spürte! Die Pranke des Monsters wischte um Haaresbreite vorbei. Schattenhafte Bewegungen folgten Damona, dann spürte sie sich doch gepackt, zurückgerissen. Sie stach zu, diesmal drang die Klinge zwischen zwei Hornplatten in einen weichen, vibrierenden Leib – und Damona legte ihre ganze Kraft in diesen einen Stich, rammte das Messer in den dämonischen, zuckenden Körper…

Und stand plötzlich allein da.

Der Dämon war weg – verschwunden. Und tauchte im darauffolgenden Sekundenbruchteil vor ihr wieder auf. Abermals war er in Veränderung. Damona spürte, wie ihre Kehle enger wurde. War dieses Vieh denn nicht umzubringen?

»Ich habe dich gewarnt«, grollte Garzzo.

Ein Tentakel ringelte sich hoch, schnellte vor, traf Damona. Sie wurde förmlich zurückgepeitscht, umklammerte verzweifelt den Silberdolch, spürte plötzlich das Gitter hinter sich.

Der Dämon kam!

Etwas Großes, Schweres flog durch die Nacht! Damona warf sich

herum, obwohl sie wußte, daß es Wahnsinn war, einer solchen Kreatur auch nur für einen Atemzug den Rücken zuzukehren. Da lag das Gitter. Damona ließ den Dolch fallen, hob das Gitter hoch, riß es aus dem Wasser und wirbelte auch schon herum.

Der Dämonische kam, und er konnte nicht mehr abstoppen. Mit verheerender Wucht krachte er in die spitzen Gitterstäbe, rannte Damona über den Haufen, katapultierte sich über sie hinweg! Sie mußte das Gitter loslassen, sonst wären ihre beiden Hände gebrochen worden.

Hinter ihr, über ihr – irgendwo klatschte es. Ein Stöhnen wurde laut. Damona erhob sich keuchend, atemlos, halb von Sinnen. Wilder Schmerz pochte in ihrem ganzen Körper. Sie suchte nach dem Silberdolch, ließ ihre Handflächen über den rauhen, schleimigen, glitschigen Boden der Rinne tasten…

Da – da war die Waffe.

Das Monstrum hatte sich noch immer nicht erhoben. Als riesengroßer, zuckender Berg lag es da, ein Berg, der fast den gesamten Tunnel ausfüllte. Und in diesem Moment merkte Damona erst, daß sich diese Masse ausbreitete, sich aus sich selbst heraus vermehrte…

Etwas kringelte durchs Wasser, Spinnenbeine, Würmer – Damona sah nicht hin. Der Dämon war in einer neuerlichen Metamorphose begriffen! Damona fegte alle Bedenken, alle Angst beiseite. Sie stieß sich ab, hechtete vorwärts, auf die pulsierende schwarze Masse zu.

Zwei, drei Tentakel peitschten in ihr Gesicht. Ihr Blick verschleierte sich. Innerlich blieb sie völlig kalt. Dieses Monstrum durfte nicht überleben, durfte in diesem Kampf nicht Sieger bleiben!

Eine rauhe, schuppige Pranke erfaßte sie, wirbelte sie herum – und ließ los. Damona spürte das versiegende Röcheln unter sich, spürte eine sich verflüchtigende Macht und Energie!

Die pumpenden Atemzüge des Monstrums wurden schwächer!

Noch immer steckten die Stäbe des aus den Mauern gerissenen Gitters in Brust und Kehle des Wesens.

Damona hielt sich wachsam außer Reichweite des Gitters. Sie wollte sich nicht auch noch aufspießen. Dann sah sie ihre Chance kommen, das Monstrum warf sich herum – wesentlich langsamer als vorhin… Damona packte den Dolchgriff mit beiden Händen, rammte ihn in den vor ihr aufklaffenden Schlund des Monstrums hinein – und etwas Schwarzes explodierte in ihrem Schädel …

***

Mike Hunter flankte über die Mahagoni-Theke der Rezeption, als der Empfangschef nicht sofort reagierte, sondern konsequent und stur weiter in den Papieren blätterte, die er vor sich liegen hatte.

»Aber, Sir – ich muß doch schon sehr bitten…« entfuhr es ihm, als Mike loslegte.
»Ich habe gerade auch um etwas gebeten«, erinnerte Mike und zerrte den schwerfälligen Burschen hoch. Das Monokel fiel aus dem linken Auge. »Also wiederhole ich zuerst meine Frage, okay? Und dieses Mal kriege ich eine Expreß Antwort, sonst kriegen Sie einen Satz heiße Ohren, drücke ich mich klar und deutlich aus?«
»Jja!«
»Also: Wissen Sie über das Kanalisationsnetz unter dem Hotel Bescheid?«
»Ich bin Empfangschef, kein…«
»Es muß doch Unterlagen geben, irgendwelche Pläne«, unterbrach Mike, der langsam aber sicher zu kochen begann.
»Gibt es, gibt es natürlich – Sie haben recht.«
Mike wirbelte den Empfangschef herum und verpaßte ihm nochfürsorglich einen aufmunternden Stoß zwischen die Schulterblätter.
»Dann holen Sie sie, Mann.«
Der Empfangschef gehorchte. Er stürzte sich an einen kleinen Safe, ging davor auf die Knie, stellte die Kombination ein, wobei er immer wieder zu Mike Hunter herüberschielte und öffnete dann die Tür. Zögernd und mißtrauisch griff er hinein.
»Ich will wirklich nur die Karte«, versicherte Mike. »Es geht um Leben und Tod.«
»Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?«
»Ich hatte den Eindruck, daß sie auf dem Ohr taub sind.«
Der Mann seufzte, kramte und raschelte mit allerlei Papieren.
Mike riß sich zusammen. Jetzt nicht die Geduld verlieren, sagte er sich. Sonst dreht der arme Kerl noch durch und macht irgend eine Dummheit.
»Hier, Sir!«
»Danke.« Mike nahm die Karte, breitete sie auf der Rezeptionstheke aus und strich sie glatt. Er hatte die Spur der Fisch-Bestie im Keller verloren. Das Ding war mit Damona zusammen wie vom Erdbeben verschluckt gewesen. Einen Schachtdeckel hatte er nicht hochstemmen können, er war in die Fugung eingerostet gewesen – oder von unten festgehalten worden.
Mike orientierte sich nur kurz, dann hatte er die richtigen Kanäle.
Dort unten gab es ein ganzes Gewirr davon. Er strich mit dem Finger den einen, schmalen Tunnel entlang. Das war der Fluchtweg der Bestie, Mike zweifelte keine Sekunde daran. Der Tunnel mündete westlich vom Hotel in einem betonierten Hang, nur etwa fünfzig Yards vom Strand entfernt.
»Hier, Sie können die Karte wieder einschlie…«

Weiter kam Mike Hunter nicht, denn der Empfangschef richtete mit zitternden Händen einen Revolver auf ihn. »Bleiben Sie ganz ruhig, Sir, sonst zwingen Sie mich, zu schießen. Ich – ich werde jetzt die Polizei benachrichtigen…«

»Hören Sie, ich habe Ihnen doch erklärt…«

»Sie haben mich vor allem tätlich angegriffen, Sir!«

Das Gesicht des Empfangschefs war hochrot, die spärlichen Haare zerzaust, und das Monokel baumelte an einer silbernen Kette vor der Brust des Mannes.

Vorsichtig ging er zwei Schritte seitwärts, wobei er Mike nicht aus den Augen ließ. Seine Linke tastete nach dem Telefon. Mike verlor keine Zeit mehr. Er sprang, wirbelte nach rechts hinüber, der Empfangschef feuerte. Der Knall war bestimmt im ganzen Hotel zu hören. Schon wurden Stimmen laut. Mike war natürlich nicht auf der rechten Seite der Rezeption stehen geblieben, sondern hatte sich abgestoßen und war nach vorn gehechtet. Jetzt lag er auf dem Empfangssuchet, der bereits einen Kinnschlag geerntet hatte, und jetzt sehr friedlich war.

Als die ersten Neugierigen heranstürmten, hatte Mike die Waffe des Mannes diskret verschwinden lassen und tätschelte fürsorglich dessen Wangen.

»Er ist ohnmächtig geworden, der Gute«, versicherte er, denn die ersten beiden Gesichter beugten sich über die Rezeption. »Holen Sie einen Arzt, schnell.«

Die Leute rannten davon. Mike auch. Wieder flankte er über die Theke, durchquerte die gewaltige Lounge und wirbelte mit der Glas-Drehtür in die milde Nach hinaus…

***

Benommen kauerte sie in der Nässe und der Kälte und wartete auf den nächsten Angriff der Fisch-Bestie! Auf eine jähe Reaktion auf den Dolchstoß – auf irgend eine Reaktion.

Aber nichts geschah.

Vor Damona lag die gewaltige Masse des Dämons in der Düsternis und rührte sich nicht mehr.

Wirklich nicht?

Damona zog sich weiter zurück, das schwarze, stinkende Wasser gurgelte weit über Kniehöhe um ihre Beine. Noch immer hielt sie den Silberdolch in der Faust und konnte es für ein paar Sekunden lang einfach nicht fassen, daß sie das Monstrum geschafft hatte.

Aber die Bestie löste sich nicht auf. Sie zerfiel nicht wie andere Dämonen und Schwarzblütler, nachdem sie durch eine silberne Waffe gefallen waren.

Das ließ Damona wachsam und mißtrauisch bleiben. Sie schüttelte

den Kopf. Wassertropfen sprühten in einer glitzernden Kaskade davon. Nachdem sie sich einen energischen Ruck gegeben hatte, setzte sie sich in Bewegung. Wieder auf die reglose Bestie zu.

Ein durchdringendes Knacken ließ sie zusammenfahren. Es hörte sich an, als würden trockene, verrottete Knochen mit brutaler Gewalt zerbrochen. Die dunkle Masse fiel in sich zusammen. Damona packte den Silberdolch fester. Vor der Bestie hielt sie an. Der Auflösungs- und Zersetzungsprozeß lief auch hier ab – nur – wesentlich langsamer.

Der Körper verfiel, sackte ein, löste sich in fauligen Dämpfen auf, die wirbelnd hochstiegen und rasch zerfaserten. Damona vermied es, zu atmen, sondern stand nur da und starrte auf ihren besiegten Gegner hinunter. Auswüchse bildeten sich, die die vage Form von Tentakeln hatten. Dann stoppte diese Veränderung. Der Körper zerfiel weiter.

War das Monstrum wirklich vernichtet? – Oder war das hier ein neuer Trick…?

Laut hallten ihre Atemzüge wider. Es hörte sich an, als würde hinter ihr, neben ihr ein zweites und drittes Wesen atmen. Dann sah Damona das Gesicht, das unterhalb der grauenhaften Monster-Fratze auftauchte. Tanaka Garzzos menschliches Gesicht.

Sein unversehrtes Auge klappte mit einem vernehmlichen leisen Knirschen auf, und die Pupille dahinter war – lebendig!

Damonas rechte Hand hob sich, sie bereitete sich darauf vor, weiter um ihr Leben kämpfen zu müssen…

Garzzos Mund kristallisierte sich heraus, öffnete sich. Ein unheimliches Stöhnen wehte über die runzeligen Lippen.

»Triumphierst du jetzt, Damona King?« röchelte der Hawaiianer-Priester.

»Nein.«

»Du hast auch keinen Grund dazu.« Er lachte, ein heiseres Krächzen, das gleich darauf von einem Hustenanfall unterbrochen wurde.

»Du stirbst.«

»Mein Körper stirbt«, korrigierte er. »Mein Ego, mein Geist kann nicht sterben, dafür war ich zu lange Lemurons treuester Diener und Hohepriester. Ich habe es dir gesagt, Damona King… Ich bin Lemurons zweites Ich … und als solches kann … kann ich nicht so einfach vernichtet werden …« Die Stimme war boshaft aber auch schmerzhaft verzerrt, eine grausame Mischung, die Damonas Nervenstränge vibrieren ließ.

Aber selbst wenn sie gewollt hätte. – sie konnte sich nicht abwenden, sie war wie durch einen Bann gezwungen, weiter auf die sich auflösende Masse zu starren und der Stimme weiterhin zu lauschen.

»Ich werde in Lemuron aufgehen, und das bewirkt…« Er hustete wieder, schlimmer diesmal, und rötlicher Schaum quoll über die zitternden Lippen. »Das bedeutet«, fuhr er schließlich fort, »daß er frei

ist … Frei, Damona King. Ich war es, der den Großen Lemuron in Ketten hielt. Meine Magie, die Menschenopfer, die ich ihm regelmäßig brachte, um den Bann zu untermauern und den Pakt einzuhalten … Ich habe dafür gesorgt, daß er hur einmal im Monat an die Oberfläche kommen konnte … Er, der so ungeheuer stark ist. Er – der mir für meine treuen Dienste nur einen Bruchteil seiner Macht, seiner Fähigkeit, den Körper zu wandeln, gab … Aber jetzt, da ich er werde, wird dieser Bann vergehen. Lemuron – Lemuron wird frei sein. Er soll nicht mehr allein auf die Vollmondnächte angewiesen sein, auf Opfergaben … Er soll sich seine Beute selbst holen – wie früher! Das – Damona King – das ist der erste Teil meiner Rache!«

»Wer ist dieser Lemuron? Das haben Sie mir, glaube ich, bisher immer verheimlicht.«

»Du wirst ihn kennenlernen. Und du wirst ihn fürchten. Sehr fürchten.«

»Ich werde auch ihn erledigen«, flüsterte Damona impulsiv – ein eisiges Versprechen.

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Auf jeden Fall aber hat er deine Freunde und Bekannten von der ›Sturmwind‹ bereits in seiner Gewalt. Alle. Nach und nach werden sie sterben – im Mondstein-Turm… Ein schrecklicher Tod … Den Tod in der eisigen Umklammerung der Großen…«

Der Voodoo-Priester schrie. Sein Gesicht blähte sich auf, wölbte sich schlagartig aus der schwarzen Masse des monströsen Körpers heraus, die Augen irrlichterten in einem Wahnsinnigen Glanz – dann war es vorbei. Ein letztes Mal peitschten die Tentakel nach Damona, sie wich aus – und dieses Mal war es leicht. Garzzos Gesicht schrumpfte zusammen – wie ein Luftballon, aus dem plötzlich die Luft herausgelassen worden war.

Dann lag nur noch Garzzos menschlicher Körper in der Abwasser-Rinne, ein verrenktes, verdrehtes Etwas.

Damona beugte sich zu ihm hinunter, untersuchte es kurz. Alles wies darauf hin, daß Garzzo wirklich und endgültig tot war.

Die schlimme Wunde, die die Gitterstäbe dem Monstrum gerissen hatten, waren auch auf seiner Brust und an seiner Kehle zu sehen.

Damona zögerte kurz, holte dann tief Luft und hievte sich den Leichnam über die Schultern. Sie sackte in die Knie. Der Hawaiianer war schwerer, als ihm anzusehen war. Aber trotz ihrer momentanen Erschöpfung ging sie lös, watete zum Tunnelausgang.

Den winzigen, wurmähnlichen Tentakel, der sich im letzten Augenblick vor der endgültigen Auflösung von der schwarzen Masse gelöst hatte, bemerkte sie nicht. Das Ding tauchte schlangengeschmeidig in der schäumenden Brühe unter und wurde mitgeschwemmt – zum Meer hin…

***

Es war eine warme Nacht, Sterne glitzerten am Himmel und verhinderten, daß es völlig dunkel wurde. Aber der sanfte Wind, der über die exotische Umgebung strich, Palmenblätter rascheln ließ, Staubkörner mit sich trug, schien eine Drohung zu wispern. Es war, als flüstere er zornig und drängend und unaufhörlich einen Namen.

Lemuron!

Damona schleppte den toten Voodoo-Priester nicht mehr weiter, sondern hielt an und ließ die schlaffe Gestalt in den weichen, zerfließenden Sand gleiten. Sie war weit genug von dem Abwassertunnel entfernt. Große, windzerzauste Sträucher und hohe, gekrümmte Palmen bildeten eine natürliche Wand zum Hotel hin, so daß sie nicht befürchten mußte, von dort aus zufällig beobachtet zu werden.

Der Strand war nahe, durch das Gestrüpp auf der einen Seite konnte man es Weiß schimmern sehen. Das Rauschen der Brandung war ein aufwühlendes Hintergrundgeräusch.

Damona dachte an Mike, und daß er sich momentan bestimmt Sorgen um sie machte. Sie hätte ihn informieren müssen, daß sie okay war. Ihm von Garzzos letzten Worten erzählen. Aber es gab etwas, das war noch wichtiger. Sie durfte den Leichnam des Voodoo-Priesters nicht einfach hier liegenlassen. Genausowenig konnte sie ihn einfach der Polizei übergeben. Garzzos Leichnam mußte vernichtet werden mit Feuer vernichtet werden, erst dann konnte er wirklich sicher sein, daß der Dämonische nicht wieder zu neuem, gespenstischem Leben erwachte.

Sie sammelte trockenes Holz. Das war hier in Hülle und Fülle zu finden. Der Wind schwoll an. Heftiger wurden die Sträucher durchgeschüttelt, wütender an den Palmenblättern gezerrt und gerissen.

Das Flüstern und Wispern blieb. Die ganze Natur schien Lemurons Namen auszusprechen, ihn zu rufen, ihn zu benachrichtigen. Damona beeilte sich. Das Gewisper hielt sie beileibe nicht für pure Einbildung. Garzzo war ein mächtiger Zauberer gewesen. Bestimmt hatte er vor seinem Tod die angekündigte Möglichkeit gefunden, Lemuron zu erreichen. Auch die Androhung, daß er sich mit dem Großen aus der Tiefe vereinen werde, nahm Damona sehr ernst.

Sie arbeitete zügig und lautlos, schleppte Äste und Zweige und verrottendes, zundertrockenes Gestrüpp zusammen, war ein Schatten unter Schatten, fand sich aber trotzdem mühelos zurecht. Ein kleiner Kriecher tippelte schlangengleich davon und tauchte im Unterholz unter. Der Holzstoß auf Garzzos Leichnam wuchs. Im gleichen Maße schwand Damonas Erschöpfung, sie merkte, wie die ganze Bedrückung von ihr abfiel. Sie hatte einen mörderischen Kampf überstanden, hatte

einen furchtbar gefährlichen Gegner besiegt. Der Kampf hatte ihr eine Menge abverlangt, und eine Menge von Prellungen und Blutergüssen waren als Erinnerung zurückgeblieben. Das hier war der notwendige Schlußpunkt unter das hinter ihr liegende tödliche Abenteuer.

Bevor Damona den Scheiterhaufen anzündete, hielt sie noch kurz inne. Garzzos Hand ragte aus dem Gewirr von Holz und struppigen, trockenen Lianenrollen. Der Wind trug einen kühlen Luftstrom mit sich. Damona fröstelte, wischte sich über die Stirn, schloß für einen Augenblick die brennenden Augen und rieb das Zündholz über die Reibefläche.

Das erste Hölzchen war feucht und brannte nicht. Beim dritten klappte es. Damona hielt die zuckende, unruhige bläuliche Flamme an Garzzos weites Gewand. Die Feuerzunge sprang augenblicklich über, leckte weiter, das Gewand wurde schwärzlich, verkohlte, flammte auf.

Damona entzündete den Haufen an drei weiteren Stellen und trat dann zurück. Sie würde hierbleiben, bis der ganze Stoß abgebrannt war. Erst danach würde sie ins Hotel zurückgehen. Sie durfte dann keine weitere Zeit mehr vergeuden. Noch in dieser Nacht mußten sie aufbrechen und versuchen, die ›Sturmwind‹ zu finden.

Sie dachte an Romano Tozzi, der auf der Yacht geblieben war, weil er unbedingt die Geschäftsberichte noch hatte durchackern wollen, und ein bitteres Gefühl breitete sich in ihr aus. Sie mochte den General-Manager des King-Konzerns sehr, in langen Jahren war er ihr nicht nur ein unbezahlbarer Mitarbeiter gewesen, sondern zu einem persönlichen Freund geworden. Und er sollte jetzt tot sein oder in Lemurons Gewalt?

Hoch loderten die Flammen, ein Knistern und Prasseln erfüllte die Luft. Damona wich noch weiter zurück. Der sandige Boden, auf dem sie den Scheiterhaufen für den Dämonischen errichtet hatte, verhinderte, daß sich die Feuersbrunst ausweitete. Der Widerschein der Flammen schlug in Damonas unbewegliches Gesicht.

Garzzos Körper war nur mehr ein schattenhaftes Etwas, das vom Feuer gierig gefressen wurde. Licht und Schatten tanzten ringsum einen wilden, irrwitzigen Reigen.

Etwas raschelte im Gestrüpp, links neben einer besonders krummen Palme. Damonas Kopf ruckte herum, sie starrte angestrengt hin. Zweige wippten. Ein Rascheln wurde laut.

Dann bogen zwei schwarze, sehnige Hände den Gestrüppwedel beiseite, ein ebenfalls schwarzes Gesicht war kurz sichtbar und gleich darauf wieder verschwunden. Untergetaucht in den Schatten des Gestrüpps.

Damona wirbelte erschrocken herum, als hinter ihr ein scharfes, peitschenknallartiges Knacken laut wurde.

Zwei hochgewachsene Hawaiianer, die von schmalen Lendentüchern

abgesehen völlig nackt waren, traten aus den Schatten unter den Palmen hervor. Die rötliche Helligkeit, flackernd und unstet, übertünchte die Körper und Gesichter, als sie ruckartig auf Damona King zustaksten.

Ein Stromstoß hätte auf Damona keine schlimmere Wirkung erzielt. Die Hitze des neben ihr brennenden Feuers konnte die frostige Kälte nicht vertreiben, die ihr von den Hawaiianern entgegenschlug.

Kein Zweifel, sie gehörten zu Garzzo und Lemuron! Und sie waren bereits tot…

***

Sie war von sechs Leichen eingekreist!

Ein schneller Rundblick zeigte ihr das. Damona versuchte, sie alle im Auge zu behalten. Noch ging das. Die Untoten bewegten sich nicht schnell. Aber dafür kamen sie unablässig näher. Aufgezogen, wie eine fürchterliche Mechanik, wie Puppen. Wie es auf der anderen Seite des Feuers aussah, wußte Damona nicht. Die Flammenwand war übermannshoch, wabernde Schleier aus Glut und roten Farben.

Damona startete. Hinter ihr kamen die Leichen, und sie versuchte erst gar nicht, ihren Kreis zu durchbrechen. Sie waren muskulös und konnten bestimmt zupacken. Nein, sie wählte den für sie momentan leichteren Weg.

Den Weg durch den Flammen Vorhang!

Der Holzstoß auf Garzzos Leiche war mittlerweile weit heruntergebrannt. Eine Höllenhitze strahlte von der wabernden, brodelnden Glut aus.

Noch ein letzter Schritt… Damona hatte kurz das Gefühl, als würde ihre Gesichtshaut an mehreren Stellen gleichzeitig aufplatzen dann federte sie ab und hechtete mit ausgestreckten Armen durch den Feuervorhang …

Hinter ihr gellten wütende Schreie.

Für Sekunden war Damona blind, sah sie nichts als irrlichternde Regenbogenfarben, dann wurde sie aus der grellen Hölle ausgespien, brach durch in eine andere Welt, in der es wieder Schatten und Kühle gab. Damona reagierte rechtzeitig genug, zog sich zusammen und rollte schulmäßig über Kopf und Schulter ab und lag im übernächstem Moment im Sand. Krumen spritzten davon, als sie sich sofort wieder hochstemmte und losrannte.

Ein unangenehmer Duft umhüllte ihren Kopf. Der Geruch von verbrannten und versengten Haaren.

Damona holte alles aus sich heraus. Noch zwei Schritte, und sie konnte ins Unterholz eintauchen. Keine fünf Yards dahinter begann der große, gepflegte Rasen, der sich vom Hotel, das auf einem Hügel errichtet war, herunter erstreckte bis zum Strand.

Sie brach durch das grüne, schwärze, würzig duftende Unterholz, kam auf der anderen Seite heraus, nachdem sie zuvor schmerzhafte Bekanntschaft mit dem Stamm einer Palme gemacht hatte. Neben ihr brachen plötzlich auch Zweige und Äste, ein zweiter, dritter und vierter Körper wühlte sich wie sie durch das Unterholz.

Damona kreiselte herum, starrte zurück und stieß ein leises Keuchen aus. Da tauchte der erste Körper auf, schnellte sich aus dem Gebüschgürtel heraus und nahm ihre Verfolgung auf. Mit traumwandlerischer Sicherheit schlug er die Richtung ein, in der sie stand.

Entweder sah er sie in dem milden, sternenhellen Zwielicht, oder aber er konnte sie wittern!

Dunkel und muskulös zeichnete sich der Schemen vor dem etwas helleren Hintergrund der Düsternis ab. Damona sah, daß die Haut mit glänzenden Tropfen überdeckt war, und das war kein Schweiß, das war Meerwasser. Der Mann mußte gerade aus den Fluten gestiegen sein.

Er bewegte sich schnell, aber auch ruckartig und mit abgehackten, unnatürlichen Bewegungen. Auch er war ein lebender Leichnam!

Mit einem dumpfen Grollen setzte er ihr nach. Ein zweiter und ein dritter folgten. Damona wandte sich um und hetzte weiter. Auf einen neuen Kampf wollte und durfte sie sich momentan nicht einlassen. Nicht, solange sie nur mit dem Silberdolch bewaffnet war.

Allein damit kam sie gegen die Leichen nicht an. Andererseits konnte sie es auch nicht verantworten, die Untoten einfach hier her umspazieren zu lassen. Was, wenn ihnen andere Menschen begegneten?

Damona gab sich die Antwort auf die rhetorische Frage selbst.

Dann war das Leben dieser Menschen keinen Pfifferling mehr wert.

Sie mußte sich etwas einfallen lassen. Vielleicht gelang es ihr, die lebenden Leichen eine nach der anderen zu überwältigen…

Damona stürmte im rechten Winkel von dem hell erleuchteten Hotelkomplex weg, zum Strand hinunter, der um diese Zeit hoffentlich menschenleer war.

Auf dem gepflegten Rasen kam sie schnell voran. Das Gras war in bester britischer Golfplatzmanier streichholzkurz geschnitten, der Boden federte leicht unter ihren Füßen. Damona blickte sich nicht um, aber sie war sich fast sicher, daß sie die Leichen vorerst auf Distanz gebracht hatte.

Dann kamen die mächtigen Palmen, die das Hotel-Areal zum Sandstrand hin abgrenzten. Damona jagte durch die pechschwarzen Schatten. Der gerade noch so sichere Boden verwandelte sich in eine trügerische Masse. Knöcheltief sank Damona bei jedem Schritt ein, Sandkrumen sprühten weg, und eine davon in Damonas linkes Auge.

Es brannte. Tränen schossen hoch, verschleierten ihre Sicht.

Sie zerbiß eine Verwünschung zwischen den Zähnen, rieb in dem Auge. Es wurde besser. Sie war wieder unterwegs. Hinter sich hörte sie keuchende Laute. Atmen lebende Tote? fragt sie sich und befand gleichzeitig, daß das völlig unwichtig und bedeutungslos war.

Der Sand schien ein Eigenleben zu führen. Tief sank sie ein, die kleinen Körner wichen buchstäblich unter Damonas Füßen weg, nach: unten gewölbte Mulden entstanden. Damona wühlte sich eine Dünung hoch, und sah vor sich und nur geringfügig tiefer die weite, schwarze, spiegelglatte Fläche des Meeres. Ein herber Duft wehte landeinwärts, hauchte in ihr erhitztes Gesicht.

Wo, um Himmels Willen, konnte sie sich hier in einen Hinterhalt legen?

Sie mußte weiter. Eine bessere Stelle auswählen. Sie packte den Dolchgriff härter und rannte wieder los. Das Keuchen folgte ihr unbeirrbar. Schritte mischten sich darin, ein wütendes Stampfen. Dann sah Damona die Schatten wieder, als sie auf dem Dünenkamm entlang spurtete.

Vier waren es!

Sie konnte sich leicht ausrechnen, wer zuerst schlappmachen würde: die Toten oder sie. Die Toten würden es nicht sein. Die kannten keine Erschöpfung, keinen Hunger, keinen Durst und keine Verzweiflung. Die kannten nur den jeweiligen Befehl, der in ihre Schädel eingepflanzt worden war. Seelenlose Schergen waren das, Höllenkreaturen, die niemals aufhören würden, sie zu jagen. Niemals.

Sie holten auf.

Und scherten auseinander. Der erste stürmte mit grotesken Sätzen die leicht gewellte Düne hoch.

Und dann wuchs gleichzeitig direkt vor Damona eine Gestalt hoch, in einen wirbelnden, weißen Sandschleier gehüllt! Damona fühlte sich von sehnigen Händen gepackt und zu Boden gefegt und gleich darauf zerhackten dunkelrote Feuerlanzen und das peitschende Krachen von Schüssen die Nacht…

***

Der brutale Hieb, der ihn zwischen den Schulterblättern traf, bewirkte zweierlei!

Tozzi war urplötzlich wieder wach. Und er flog nach vorn. In einer instinktiven Reaktion streckte er beide Hände vor, versuchte so, den Sturz aufs Gesicht abzufangen.

Aber er stürzte nicht. Noch immer benommen von seiner totengleichen Besinnungslosigkeit, begriff der Italiener zuerst überhaupt nichts. Seine heftige Bewegung sorgte im Gegenteil dafür, daß sein Kreislauf verrücktspielte. Er segelte samtweich dahin. Und

überschlug sich. Drehte sich um die eigene Achse. Er wußte plötzlich nicht mehr, wo oben und unten war falls er das je gewußt hatte.

Der Aufprall blieb noch immer aus. Die Luft war weich und umströmte ihn in immer neuen Wellen, und –Und dann folgte der Schock!

Grauenhaft und mit unbarmherziger Wildheit loderte das Erkennen, das Begreifen in Tozzi hoch, brodelte in seinem Schädel, ließ ihn beinahe wieder das Bewußtsein verlieren!

Das war keine Luft!

Er schwebte nicht in der Luft! Er war unter Wasser! Er glitt in dunklen, grünen Fluten dahin. Seinen Mund hatte er geöffnet, Wasser füllte ihn aus, Wasser kühles, klares, schäumendes, prickelndes Salzwasser!

Tozzi machte Schwimmbewegungen. Er wollte nach oben. Hinauf, zur Meeresoberfläche. Aber wo war die Oberfläche? Wo? Ein würgendes Gurgeln kam aus dem verzerrt aufgerissenen Mund des Italiener. Er paddelte wie verrückt, kraulte, kam auch scheinbar höher

… Aber da war keine Oberfläche … Da war nur überall diese diffuse Dunkelheit, wandernde, schlangengleiche Schatten und Schemen, wie von Tang … Blitzende Körper winzigklein … Fische …

Und die Toten, die ihn in ihr finsteres, nasses Reich geholt hatten!

In Lemurons Reich!

Schattenhaft schwammen sie links und rechts von ihm, oben und unten. Dutzende. Mit ruckartigen Schwimmbewegungen zogen sie durch die Finsternis.

Tozzi gab es auf.

Er ließ sich weiter treiben und merkte, daß er auch nicht trieb, sondern gezogen wurde. Und damit war ein scharfer, schmerzender Druck in seiner Kehle verbunden.

Tozzi fiel es plötzlich schwer, sich zusammenzureißen und nicht einfach loszukreischen und den Verstand zu verlieren. Ein ungeheuerer Druck lastete auf ihm, ein Druck, der mit jedem Sekundenbruchteil größer wurde. Und er wurde weitergezogen. Immer weiter hinein in die nasse Schwärze.

Irgendwann konnte er die rechte Hand wieder bewegen. Er tastete hoch, an seine Kehle. Dorthin, wo die Schmerzen am schlimmsten waren. Vielleicht hatten ihm die Toten irgendein Mittel eingeflößt, das ihn so gleichgültig, so apathisch machte. Komisch hatte er sich überhaupt schon gefragt, warum er immer noch lebte? Wie er hier unten atmen konnte?

Denn er atmete. Er atmete tatsächlich, obwohl er den Mund voller salzigem Wasser hatte.

Und daran waren die beiden Schnüre schuld, die sich in seiner Kehle vergraben hatten. Er befühlte die tentakelartigen Dinger. Sie wuchsen

unterhalb seines Kehlkopfes aus dem Hals und schwangen davon in die nasse Finsternis. An diesen Schläuchen wurde er auch weitergezerrt. Wie elektrisiert zog Tozzi seine Finger weg. Wenn er die Schläuche verletzte, dann war er verloren. Dann ertrank er hier unten jämmerlich.

Wahnsinn! durchfuhr es ihn. Er wurde von unheimlichen Wesenheiten an einer überdimensionalen Nabelschnur durch die Tiefen des Pazifischen Ozeans geschleppt.

Das konnte er nicht verdauen. Er versuchte es nicht einmal. Er akzeptierte es so, wie es war. Vielleicht rettete ihm das den Verstand.

Wie lange er durch diese schweigende, kühle, samtweiche Welt geschleppt wurde er wußte es nicht. Immer wieder verlor er die Besinnung. Wenn er zwischendurch wieder aufwachte, so war der Druck schlimmer geworden. Schmerzen pulsierten in seinen Eingeweiden, aber auch in seinem Gesicht, auf Händen und Armen. Als er einmal vorsichtig hochtastete, fühlte er runzlige, verbrannte, zum Teil verkohlte Hautfetzen. Die Explosion auf der ›Sturmwind‹ natürlich. Das grelle Feuer, das mindestens zehn der Untoten verschlungen hätte. Dann war es dunkel um ihn her geworden, er war sich nur mehr vage bewußt, hochgezerrt und davongeschleppt zu werden. Dann war Kühle und Dunkelheit um ihn gewesen. Das Meer. Die Tiefe.

Er war verletzt.

Schatten wanderten bedrohlich auf ihn zu. Tozzi vergaß seine fiebrigen Gedanken, schrak zusammen. Es ging tiefer. Dunkel war es jetzt ringsum. Die Kälte nahm zu. Die Schemen, die ihn gerade so erschreckt hatten, waren gigantische Felshänge, die über und über mit Korallen bewachsen waren. Die Korallen wirkten wie perverse Krebswucherungen, waren groß und mit langen, schleierartigen Tanggewächsen behängt, die in den Unterwasserströmungen trieben und manchmal wie winkende Klauen aussahen.

Tozzi schrammte über die schartige Korallenoberfläche, sein Hemd zerfetzte, Blut quoll aus den Hautrissen und Abschürfungen.

Die beiden Schläuche schlängelten sich ebenfalls über die scharfkantigen Felswände. Tozzi stieß sich ab, trieb davon weg die Schnüre ebenfalls. Dann gab es einen Ruck, und Tozzi wurde weitergezogen. Mit ausgebreiteten Armen segelte er durch das Wasser. Kalte Schauer krochen über seinen Rücken. Wohin bringen mich die Leichen? fragte er sich. Wo waren die anderen Passagiere der ›Sturmwind‹? So langsam funktionierte sein Gehirn wieder. Er erinnerte sich, konnte seine Gedankengänge zu Ende führen. Aber seine Verzweiflung, das Grauen waren und blieben seine ständigen Begleiter.

Sie steckten in jeder Faser seines geschundenen, schmerzenden

Körpers, waren in jede seiner Gehirnwindungen gekrochen und hatten, sich dort schleimig und allgegenwärtig festgekrallt.

Tozzis Herz raste. Sein Atem beschleunigte sich. Würgend spie er das Salzwasser aus und schloß den Mund. Ein neuer Wasserschwall drang ihm durch die Nase in den Rachen. Er wurde von krampfartigen Zuckungen heimgesucht, bekam sekundenlang keine Luft mehr.

Er erstickte. Er hustete und gurgelte und spie. Dann klappte es wieder mit dem Atemholen. Er wurde schneller gezogen. Spürten die Ungeheuer, daß er so nicht mehr lange durchhielt? Wollten sie ihn tatsächlich lebendig haben oder war das Ganze hier nur eine einzige gigantische Folter für ihn, der so viele ihrer Artgenossen erledigt hatte?

Er wußte es nicht.

Seine Gedanken stockten. Die Atemschnüre, die mit seiner Kehle verwachsen waren, gerieten in hektisch zuckende Bewegungen.

Tozzi spürte seine Sinne schwinden. Alles war so leicht, so angenehm. Tiefer wurde er gezogen. Tiefer. In einen Abgrund des Schweigens, der Kälte, der durchdringenden Nässe. Er fühlte sich trotzdem geborgen. Schneller glitt er dahin, aber das nahm er schon nicht mehr wahr. Automatisch pumpte er weiter Luft in seine brennenden Lungen, wie ein Blasebalg, verzweifelt, kräftig, kurzatmig.

Der Geschmack von Salz war auf seinen Lippen. Ein Hauch des nahen Todes. Die Schmerzwogen kamen jetzt in kleinen, fiebrigen Wellen, überschütteten ihn wie die Brecher einer aufgewühlten, sturmgepeitschten Brandung.

Hände schoben und stießen ihn voran. Zerrten ihn. Dann war da das matschige Geflecht eines mit Tang bewachsenen Netzes. Der Druck an der Kehle verwandelte sich jäh in ein wütendes Reißen.

Tozzi machte die Augen auf, war halb weggetreten vor Schmerzen und er wußte nicht, weswegen noch. Es war eine Schwäche, die aus den mit seinem Hals verwachsenen Schläuchen wehte. Er sah goldgelbe Schimmer. Eine vage, trübe, milchige Helligkeit mischte sich darin. Tausend Schatten umwirbelten ihn.

Und dann sah er plötzlich alles ganz klar und deutlich, trotz seiner schmerzenden Augen, trotz der Düsternis des Meeres, die das goldene Zentrum in der Tiefe umhüllte.

Tozzi sah einen Turm.

Einen wuchtigen, hohen und doch schlank wirkenden Turm aus hellen, fluoreszierenden Steinquadern. Mit hohen Bogenfenstern.

Das Dach des Turmes war gewölbt, mit Schindeln gedeckt, die von einer grüngrauen Patina überzogen waren. Tang. Tangschleier klebten auch an vielen Stellen an den Quadern des unterseeischen Turms.

Sie zerrten ihn auf einen düsteren Eingang in den hellen Mauern zu. Es war der einzige Eingang. Die Fenster waren vergittert. Mächtige

schwarze Stäbe. Unmöglich, zu durchbrechen.

Tozzi verlor wieder die Besinnung. Wie ein gewaltiger, jähzorniger Schwall durchflirrten ihn wieder Angst, Entsetzen grenzenlose Panik. Aber er war zu schwach. Er konnte nicht einmal versuchen, zu entkommen. Vielleicht hätte er jetzt noch Zeit gehabt, die Luftschläuche zu kappen. Lieber sterben als… Als was?

Er hörte ein mächtiges Wummern. Ein Pumpen. Ein Stöhnen, das so laut war, daß es noch meilenweit von diesem Turm unter dem Meer entfernt zu hören sein mußte.

Grauenhaft…

Die Leichen schwärmten jetzt zu ihm her. Sie umringten ihn, drängten ihn weiter. Er war in dem Netz gefangen. Klebrige Fäden umhüllten ihn. Das Reißen, der Zug an den Luftfäden an seiner Kehle nahm zu, wurde ungeduldig, gierig.

Der gewaltige Schlund in den Turmmauern nahm ihn auf, verschluckte ihn und seine Häscher, die Toten. Absolute Finsternis übertünchte hier alles. Tozzi strengte sich an, etwas zu sehen, aber er sah nichts. Er konnte höchstens Bewegungen ringsum erahnen.

Schlangengleiche, sehr geschmeidige Bewegungen. Manchmal stieß er irgendwo an, manchmal berührten ihn nasse, schuppige Hände oder Fühler.

Er hielt den Atem an. Seine Brust drohte, zerrissen zu werden. Ihm war elend. Das Schweigen hier unten der gigantische Pulsschlag die Toten die absolute Leblosigkeit hier unten ließen den Gefangenen zittern. So etwas Fürchterliches hatte er noch nie erlebt.

Das Dunkel vor ihm lichtete sich. Ein enger, mit Wasser angefüllter Gang. Pilzgewächse an den Wänden. Mächtige Steinquader, von haarfeinen Rissen gezeichnet. Ein Odem des Alters der Erhabenheit.

War das hier der versunkene Tempel einer uralten Gottheit? Und war Lemuron diese Gottheit?

Tozzis Gedanken verästelten sich. Die Schwäche, die Müdigkeit breitete sich aus. Er sank tiefer, schabte über den rissigen Boden.

Manchmal klafften tiefe Löcher darin, das Gestein wirkte wie glasiert, wie geschmolzen.

Als Tozzi einmal hart auf diesem Boden aufschlug, sich drehte und von den Luftschächten weitergerissen wurde, puffte eine dunkle Wolke hoch, faserte auseinander, verdüsterte alles.

Diesmal dauerte es lange, bis es für Tozzi wieder heller wurde. Er stellte das nur gleichgültig fest.

Aber dann wurde er doch aus seiner Apathie gerissen! Die Toten stießen ihn abermals vorwärts, und er fiel kopfüber in einen Schacht, sank dem düsteren Boden entgegen, wurde gleichzeitig aber auch an den Luftschnüren vorwärts gerissen.

Unten angekommen, wurde er gierig in einen der zahlreichen

abzweigenden Tunnel gezerrt und fand sich dann unvermittelt in einer helleren Umgebung und sah ruckartig auf.

Ein Bild des Entsetzens bot sich ihm!

In einer gigantischen, domartigen Höhlenkrypta ragte Lemuron auf! Lemuron, der grausame Gott dieses Tempels unter dem Meer…

Tozzi warf sich verzweifelt zurück, kam jedoch nicht weit! Die Luftschläuche spannten sich straff, bis sie leicht vibrierend zwischen dem riesenhaften, schwarzen Fisch-Dämon und Tozzi hingen. Tozzi stemmte sich dagegen, sein Gesicht war eine bleiche Fratze der Angst, seine Augen traten Vor Anstrengung aus den Höhlen.

Bewegungen jetzt erst sah er die Bewegungen ringsum.

Für einen Moment ließ er in seinem Kampf gegen die Schläuche nach… Das – das waren Menschen! Großer Himmel – rings um den gewaltigen Dämonenleib herum waren die Passagiere der ›Sturmwind‹ plaziert …

Plaziert wie bizarre Skulpturen… Manche der Männer und Frauen standen, Arme oder Beine grotesk angewinkelt zu verschnörkelten Figuren gedreht, die Gesichter starr, bleich, ausdruckslos … Alle waren sie mit den dünnen, schwarzen Schläuchen versehen. Ein zitterndes Gewirr an ihren Kehlen …

Tozzi riß seinen Blick los, als er taumelnd nach vorn gezogen wurde.

Die Luftschläuche diese dünnen, schwarzen, geschmeidigen Schnüre verbanden auch ihn, Tozzi, mit Lemuron! Es waren Körpertentakel Lemurons!

Die grauenhafte Dämonenbestie höchstpersönlich war es, die ihn und die anderen hier unten am Leben erhielt!

Und jetzt zog ihn der Schreckliche langsam und genüßlich näher zu sich heran, immer näher! Schon erhoben sich weitere Tentakel vom Boden, glitten schlangenhaft auf ihn zu… Und die großen, blutroten und erbarmungslos kalten Augen des Monstrums loderten in einem teuflischen Feuer …

***

Der erste Untote lief voll in die geweihte Silberkugel! Das großkalibrige Geschoß der Magnum hieb in den bereits toten Körper und peitschte das Monstrum zurück. In einer Drehung sank es zu Boden, kippte Schließlich zurück, wobei die Hände schnappend herumfuchtelten… Dann prallte er lebende Tote in einer Sandfontäne auf den Boden und rührte sich nicht mehr.

Ungläubig starrte Damona den Dünenhang hinunter. Sie hatte sich schon tot gesehen, von einer Kugel erledigt. Und jetzt lag ihr dämonischer Verfolger da…

Der Schatten, der vor ihr hochgefedert war, stapfte jetzt heran, eine Hand näherte sich Damona, wischte ihr die langen Haare aus dem

Gesicht.
»Komm schon, wir haben keine Zeit zum Ausruhen.«
Mike Hunter beugte sich über sie. Sein Gesicht glänzte vor Schweiß. Man sah ihm an, daß er gerannt war. Auch war er noch ganz außer Atem.
Damona schüttelte den Kopf und ließ sich von Mike hochhelfen.
»Danke«, sagte sie dann erst einmal. Sand klebte in ihrem Gesicht, an ihren Händen und Armen. Die Hosenbeine wirkten wie eingezuckert. Die Nässe hielt die feinen, hellen Partikel.
»Komm.«
Mike zog sie mit sich, die Düne hinunter, zum Meer hin. Weiter hinten wurden knurrende und grunzende Geräusche laut. Die anderen lebenden Leichen kamen!
»Wie hast du mich gefunden?«
»Nichts leichter als das«, erwiderte er sarkastisch. »Man riecht dich Meilen gegen den Wind.«
»Kannst du nicht einmal richtig ernst sein?«
»Bin ich doch. Schnuppere doch mal selbst. Oder duftest du etwa nicht nach Kloake?«
Nun, da hatte Mike so unrecht nicht. Das Abenteuer in dem Abwasserkanal hatte ihr einen bleibenden Duft beschert, der ihr selbst hier draußen, in der frischen Brise, noch anhaftete.
»Ich habe das Feuer gesehen«, sagte Mike in ihre Gedanken hinein, jetzt mit ernster Stimme. »Als ich darauf zu marschiert bin, hat mich ein Untoter attackiert. Ich habe ihn mit meinem Silberdolch erledigt und mich weiter angepirscht. Dann habe ich gerade noch gesehen, wie die anderen Leichen angegriffen haben und du in einem zirkusreifen Hechtsprung durch die Flammenwand verschwunden bist. Ich dir und deinen reizenden Freunden hinterher… Eine Abkürzung und schon hatte ich dich.«
»Hört sich wirklich richtig einfach an.«
»Naja zuerst war's ganz schön kompliziert, wir wollen schließlich nichts verniedlichen. Ich habe dich am Ausgang des Abwasserkanals gesucht. Als ich das herausgerissene Gitter gesehen habe, war alles klar.« Er unterbrach sich, atmete ein paarmal durch, wartete, bis sich sein Atem wieder beruhigt hatte. »Wo steckt Garzzo?«
»Er ist tot.«
»Donnerwetter, du räumst aber auf.« Damona wurde langsamer, Seitenstechen machte sich bemerkbar. Das war mal etwas ganz Neues. Normalerweise konnte sie im Wolfstrab stundenlang ohne Erschöpfung laufen.
»Die Sache ist damit noch nicht erledigt«, sagte sie. Mike war noch zwei, drei Schritte weitergetrabt, jetzt hielt auch er an und kam zu ihr zurück. Seine Magnum hielt er noch immer in der Faust. »Die

Leichenheinis, ich weiß.«

»Nicht nur sie.« Damona ließ ihren Blick weit zurückschweifen, tastete damit den flachen Strand ab, die Meeresbrandung, die in schillernden, glitzernden Silberbahnen auf dem Sand auslief und schäumend versickerte oder wieder in den See zurückkroch. Auch die leicht gewellte Dünenbarriere suchte sie aufmerksam ab. Nichts und niemand war weit und breit zu sehen. Es sah so aus, als hätten es die Untoten aufgegeben. Damona glaubte das jedoch trotzdem nicht. Hastig berichtete sie Mike Hunter, was sie von dem sterbenden Tanaka Garzzo erfahren hatte.

»Das ist ja ‘n Ding!« kommentierte Mike ungläubig immer wieder. »Dann war Garzzo so etwas wie Lemurons Statthalter an Land.«

»So in etwa, ja.«

»Und jetzt ist er also zurückgekehrt zu seinem Herrn und Meister…«

»Er ist in seinem Geist aufgegangen, Mike. Lemuron hat jetzt zwei Egos sein eigenes und das von Tanaka Garzzo. Und – er ist jetzt frei. Bisher kam er immer nur in Vollmondnächten an die Meeresoberfläche, um sich seine Opfer abzuholen. Jetzt aber kann er heraufkommen, wann er will…«

»Und er hat Tozzi und die anderen… Oh verdammt …«

»Wenn sie noch leben, dann holen wir sie da heraus.«

»Kannst du mir mal sagen, wo wir anfangen sollen, zu suchen? Wir können schließlich nicht den ganzen Pazifischen Ozean um die Hawaii-Inseln herum leerpumpen…«

»Der Mondstein-Turm…«, begann Damona. Weiter konnte sie nicht sprechen, denn plötzlich waren die Untoten wieder da. Mit wilden Schreien stürzten sie sich auf Damona und Mike. Ein Kampf auf Leben und Tod begann …

***

Einen halben Yard vor dem weit aufgerissenen Rachen der riesengroßen, geschuppten Bestie namens Lemuron hörte das unerbittliche Ziehen auf!

Tozzi trieb noch weiter nach vorn, bis er es schaffte, mit den Fußspitzen den Boden zu berühren, sich abzustoßen und wieder zurückzuschweben.

Der Dämon wandte sich von ihm ab. Seine Aufmerksamkeit war von einem winzig kleinen, wurmartigen Etwas beansprucht, das pfeilschnell durch das aufgewühlte Wasser des Höhlendomes schoß.

Tozzi kümmerte sich nicht darum. Er hatte Zeit gewonnen, das war das einzige, was ihn momentan interessierte. Er trieb weg von dem pumpenden, molochartigen Körper der Bestie, und er stieg auf.

Ringsum sah er die anderen Männer und Frauen von der ›Sturmwind‹. Sie lebten noch. Die meisten wenigstens. Bei manchen

könnte es Tozzi nicht mit Gewißheit sagen. Manche schienen ihm zu winken, näher zu kommen. Andere standen trotz der Unterwasserströmung, die auch in dieser Halle herrschte, steif und starr wie Marmorstatuen. Dann erblickte Tozzi die einsame, schwebende Gestalt, die dicht unter der Kryptadecke hing.

Es war ein Mann.

Ein Mann mit nur mehr einem Arm.

Kenneth Burton!

Tozzi brauchte erst gar nicht bis zu ihm aufsteigen, er wußte, daß Ken Burton nicht mehr lebte. Kein Mensch überstand eine derartig entsetzliche Verletzung ohne sofortige ärztliche Hilfe.

Ein Würgen steckte in Tozzis Kehle. Aber er drehte nicht durch.

Das hatte er irgendwie hinter sich. So viel Grauenhaftes war in den letzten Minuten, Stunden oder Ewigkeiten auf ihn eingestürzt, da war es logisch, daß er abstumpfte. Aber er wußte wenn er das hier wider besseres Wissen doch überlebte, dann würde er nie mehr so sein wie vorher. Dann würde eine Menge anders werden mit ihm.

Er spürte das scharfe Brennen und wußte er hätte jetzt weinen sollen, heulen wie ein Schloßhund. Damit wenigstens ein geringer Teil der grausamen Anspannung in ihm freigesetzt war. Aber er konnte nicht weinen.

Dann hörte er eine Stimme, die direkt in seinem Kopf war. Lemurons Stimme.

Sie zerriß Tozzi fast den Schädel. Es war einfach zu viel. Diese donnernde, grollende, rumorende Kakophonie aus Fiepen, Winseln, Knurren und Brummen sprengte alle Normen. Trotzdem verstand Tozzi, was gesagt wurde.

»Freut euch, Winzlinge. Freut euch, denn ich werde euch nun doch nicht sogleich vernichten. Ich gewähre euch eine Gnadenfrist. Ihr seid noch nicht vollständig, wie ich gerade von meinem getreuen Tanaka Garzzo erfahre. Zwei von euch fehlen noch; Zwei, die mir nachdem, was ich von ihnen gehört habe, sehr wichtig sind. Ihr sollt die Köder für diese beiden sein. Sie werden kommen. Sie suchen euch. Und ich erwarte sie. Ich erwarte sie überall denn diese Gefilde des Meeres sind mein Reich!«

Das Wasser geriet in brodelnde Bewegungen. Tozzi und seine Schicksalgefährten wurden davongefegt, von Lemurons Luftschläuchen in dunkle Kerker geschleppt, von den untoten Schergen des Dämons bewacht.

Tozzi wußte sehr wohl, wen Lemuron gemeint hatte. Er hatte von Damona King und Mike Hunter gesprochen. Was war an der Oberfläche geschehen? Und was geschah noch?

Ein grausames Warten begann…

***

Unwillkürlich atmete Damona King schneller, spürte den grellen Stich der Nervosität, als sie sich beiseite warf und so dem wuchtigen Ansturm des lebenden Toten entging. Der Bursche stolperte über ihr ausgestrecktes rechtes Bein. Damona wurde von der Wucht dieses Aufpralls noch herumgeschleudert und kam beileibe nicht so elegant auf, wie geplant. Aber was waren ein paar Prellungen mehr, wenn sie dafür überlebte?

Der Untote krachte in den Sand, seine Pranken wühlten sich förmlich hinein. Dann knallte es. Mike Hunter war seinerseits dem Angriff des zweiten Untoten entgangen und ließ die Magnum ein Machtwort sprechen.

Den einen lebenden Toten erwischte er im Sprung. Der andere kam nicht mehr dazu, sich hochzurappeln und einen zweiten Angriff zu starten.

Mike schoß in dem Augenblick, als sich das Monstrum herumwälzte, den Mund aufriß und ein grauenhaftes Knurren ausstieß.

Die geweihte Silberkugel stieß den Untoten in den Sand zurück.

Damona kam geschmeidig auf die Füße. »Einer fehlt noch. Es waren vier«, erinnerte sie Mike Hunter.

Der nickte und sah sich aufmerksam um. Der Wind strich über den einsamen Strand.

»Wir trennen uns am besten«, schlug sie vor. »Ich nehme die Richtung.« Sie zeigte landeinwärts.

»Einverstanden. Geh nicht zu weit.«

Damona war schon unterwegs. Den silbernen Dolch hielt sie kampfbereit in der Faust, und sie war auch auf wirklich jede Überraschung vorbereitet.

Die Überraschung, die sie aber dann erwartete, war doch ein echter Hammer. Sie sah den Untoten, bevor er sie bemerkte. Er stapfte durch das Zwielicht der Hawaii-Nacht, war parallel zu ihr unterwegs und witterte mit seinen dämonischen Sinnen.

Vielleicht registrierte er damit Mike Hunter. Sie jedenfalls sah und hörte er nicht. Damona schlich geduckt näher, pirschte sich sogar gegen den Wind an, und war davon überzeugt, daß sie den Dämonischen ohne große Schwierigkeiten packen konnte. Aus dem Jäger war der Gejagte geworden.

Noch drei Yards.

Sie war jetzt in seinem Rücken, noch knapp zwei Yards von der massigen, leicht vornübergebeugten Gestalt entfernt. Ein durchdringender Geruch wehte von dem Untoten heran. Der Mann mußte schon länger tot sein als seine Artgenossen.

Damona spannte ihre Muskeln an. Vorsichtig setzte sie einen Fuß vor den anderen. Der Untote marschierte zügig weiter, wandte hin und wieder den Kopf und schnüffelte wie ein bizarrer Bluthund Richtung

Strand hinunter. Dorthin, wo Mike unterwegs war. Damonas Nervenenden begannen unangenehm zu ziehen. Sie schloß weiter zu dem Toten auf. Der stapfte jetzt die Düne hinauf.

Damona hielt die Luft an, sie fiel zurück. Es war doch etwas zu riskant, dicht hinter dem Burschen den Sand wall hinaufzuklettern. Sie hatte Angst, sich durch irgend ein winziges Geräusch zu verraten.

Der Dolch wog plötzlich schwer in ihrer Rechten. Sollte sie die Waffe schleudern? Sie konnte damit umgehen. Nein, sie wollte es nicht darauf ankommen lassen. Wenn sie den lebenden Toten nicht gleich richtig erwischte, dann stand sie ihm waffenlos gegenüber.

Jeder weiteren Entscheidung wurde sie enthoben.

Nicht von dem Untoten, der sich jetzt plötzlich mit einem erregten Keuchen herumwarf, sondern von einem aufröhrenden Buggy-Motor, von hellen Lichtbahnen, die über den bleichen Sand wischten und den Untoten erfaßten! Der lebende Leichnam riß beide Arme hoch, verbarg sein Gesicht vor der Helligkeit, kreischte schaurig.

Damona war für Sekunden ebenfalls irritiert. Aus den Augenwinkeln sah sie den Buggy heranrasen. Eine grölende, lachende Meute saß darin. Ein Mädchen mit langen, blonden Haaren, die im Fahrtwind flatterten, stand aufrecht auf einem der Sitze und hielt sich an den Überrollbügeln des wendigen kleinen Geländefahrzeugs fest.

Dann waren sie heran, und Damona hetzte vorwärts, den Hang hinauf. Der Untote stand noch immer erstarrt dort oben, ein zuckendes, schreiendes Bündel.

Erst im letzten Augenblick bemerkte er Damona!

Er wich ihrer Klinge aus. Damona sprang nicht schnell genug zurück. Sofort schlossen sich zwei muskulöse Arme um sie, nahmen sie in den Schwitzkasten. Es verschlug ihr den Atem. Die Ausdünstungen des Toten waren grauenhaft. Der Leichnam ließ sich einfach fallen, kullerte mit ihr den Hang hinunter. Damona stach zu, einmal zweimal, spürte auch, wie die Klinge eindrang. Der Untote zeigte keine Wirkung. Grunzend wälzte er sich herum. Seine nervigen Hände packten ihre Kehle und drückten zu. Damona brachte das rechte Knie hoch. Katzenhaft schnell wand sich Damona aus dem mörderischen Würgegriff, hörte den Buggy herandonnern, sah die Lichtbahnen durch die Finsternis hüpfen und wippen und schnellte sich noch weiter weg. Dann zuckte sie herum, riß die rechte Hand hoch und schickte den Silberdolch auf die Reise.

Flirrend zuckte die Waffe durch die Nacht.

Und traf die Kehle des lebenden Leichnams!

Aber auch das warf den Unheimlichen nicht um.

Aufrecht wankte er heran. Seine beiden Hände waren zu Klauen geformt, ausgestreckt, bereit, sich wieder um Damonas Hals zu legen. Wie hypnotisiert starrte sie auf das Alptraumwesen, das scheinbar

durch nichts aufzuhalten auf sie zustakste.

»He, Sie!« brüllte jemand hinter dem Monstrum.

Schritte näherten sich. Jemand fiel hin. Gelächter. Dann tauchten die übermütigen jungen Leute auf. Hinter dem Untoten.

»Verschwindet!« rief Damona. Sie kroch weg, rollte den Hang vollends hinunter, überschlug sich und stand auf den Füßen und rannte mit langen Sätzen auf die Leute zu.

Der Untote wandte sich torkelnd um.

Dort, wo der Silberdolch steckte, wallten beißende, graue Schwaden aus einer sich immer mehr vergrößernden Wunde. Es sah schaurig aus, wie sich die Haut und das darunterliegende Fleisch samt Muskeln und Sehnen wie unter der Berührung einer Säure zersetzten, sich auflösten.

Ein Mädchen sah diesen Vorgang zuerst. Es schrie. »Daniel! Sieh nur!«

»Weg mit euch!« brüllte Damona noch einmal.

Der Untote wankte jetzt auf die Mädchen und Jungen zu. Sie redeten durcheinander. Einige liefen weg. Andere blieben stehen. Wieder andere stolperten, kippten um und wälzten den Hang hinunter.

Damona sah, daß es keinen Sinn hatte. Die Franzosen sahen das Unglaubliche zwar aber sie reagierten nicht. Damona stürmte den Dünenhang wieder hinauf. Der lebende Tote hatte die ersten beiden Menschen fast erreicht. Da stoben der Junge und das blondhaarige Girl endlich weg. »Zum Buggy!« brüllte er.

Bloß wollte der Tote sie nicht mehr dorthin kommen lassen. Er warf sich vor. Ungelenk waren seine Bewegungen, aber dafür um so kraftvoller und wuchtiger. Seine rechte Hand verkrallte sich in den blonden Haaren des Girls.

Damona rannte, sah oben auf dem Dünenkamm alles wie im Zeitraffer ablaufen, wußte sie kam zu spät. Da katapultierte sie sich ab. Mit einer Irrsinnswucht prallte sie gegen den taumelnden Leichnam. Der schlug nach ihr. Und ließ die Blonde trotzdem nicht los.

Zu dritt flogen sie auf der anderen Seite den Abhang wieder hinunter. Damona war als erste auf den Beinen. Sie sah Mike Hunter heranstürmen.

»Schnell!«

Aber auch er wäre zu spät gekommen. Schon legte sich die zweite Pranke um den Hals von Blondie. Das junge Mädchen strampelte verzweifelt mit den langen Beinen. Ihre Hände glitten an der wie eingeölt glänzenden Haut des Hawaiianers ab.

Damona warf sich auf den Untoten, schlug immer wieder zu mitten hinein in dessen fratzenhaft verzerrtes Gesicht.

Und plötzlich lag er still.

Wie ein Roboter, der durch einen Knopfdruck deaktiviert worden ist.

Wimmernd kämpfte sich Blondie frei und sprudelte in Französisch los. Damona nahm sie in die Arme. Das Mädchen war bestimmt noch nicht einmal 18 Jahre alt. Es zitterte wie Espenlaub und schluchzte und atmete keuchend. Ihre Freunde und Freundinnen näherten sich zögernd.

Scheue Blicke warfen sie dem Untoten zu, der sich jetzt in Pestschwaden und unter fürchterlichen Lauten auflöste. Bald war nur mehr ein dunkler gefärbter, schlieriger Fleck auf dem Sand übrig.

Zu diesem Zeitpunkt aber waren Damona King und Mike Hunter schon mit den noch immer recht verstörten und plötzlich sehr ernsten und schweigsamen jungen Leuten zum Buggy unterwegs.

Sie sahen die beiden dunklen Gestalten nicht, die ihnen vom Strand her nachspähten und dann in die Brandungswogen eintauchten und in der schäumenden Gischt verschwanden…

Damona bugsierte die kleine Blonde behutsam neben sich her während ihre Freunde und Freundinnen sie mit Fragen bestürmten.

»Was war das denn für ein Monster?«

»Der war doch schon tot, oder? So was habe ich noch nie gesehen…«

Mike brummte: »Seien Sie froh!«

Daraufhin herrschte betretene Stille. Nur die Kleine wollte sich nicht beruhigen. Ihr Schluchzen war gottserbärmlich, und Damona konnte das auch verstehen. Wer läßt sich schon gerne durch einen wildgewordenen Untoten aus seiner übermütigen Stimmung reißen?

Als sie den Buggy erreichten, drückte Damona die Kleine auf der schmalen Rücksitzbank nieder. Der Freund des Mädchens streichelte ihr bleiches Gesicht, dann wandte er sich Damona zu.

»Wie sollen wir Ihnen nur danken?«

Damona vergewisserte sich, daß ihr Silberdolch an Ort und Stelle in der Wadenscheide saß. »Das werde ich Ihnen sagen, Monsieur«, erklärte sie dabei lächelnd.

Der Wind spielte in ihren Haaren. De junge Mann sah auf sie hinunter und vergaß darüber sogar für zwei Herzschläge seine schluchzende blonde Freundin.

»Schon erfüllt«, erklärte er mit rauher Stimme.

»Kennen Sie sich auf Hawaii aus?«

»Wie in meiner Westentasche.«

»Dann können Sie uns helfen, eine Firma zu finden, die Hubschrauber vermietet. Wir brauchen nämlich einen.«

»Am Südende der Stadt gibt es eine Gesellschaft, die Rundflüge über alle Hawaii-Inseln anbietet…«

»Soviel Zeit haben wir nicht. Wir wollen auch keinen Rundflug buchen. Wir brauchen die Maschine solo. Und blitzschnell. Am besten schon vor einer Stunde. Ich kann selber fliegen.«

Er zog eine Augenbraue hoch. »Es geht für Sie beide immer noch um dieses Monster, das tot war und doch noch gelebt hat, nicht wahr?« Er zögerte kurz, dann stellte er seine Frage: »Gibt es noch mehr davon auf Hawaii?«

»Anzunehmen«, antwortete Mike Hunter an Damonas Stelle.

»Und Sie bekämpfen diese… Kreaturen?«

»So gut wir können.«

»Ich werde Ihnen keine weitere Fragen stellen. Aber ich schlage vor, daß wir gemeinsam zur Polizei fahren. In der Küsten-Station kenne ich jemanden… Außerdem sind es bis dorthin nur zwei knappe Meilen. Vielleicht kriegen Sie da am schnellsten Ihren Hubschrauber.«

Damona King wechselte mit Mike Hunter einen skeptischen Blick, sagte jedoch nichts. Der junge Franzose ließ sie alle einsteigen, was ein mächtiges Gedränge zur Folge hatte. Dann startete er den Motor und brauste mit durchdrehenden Pneus los. Es wurde eine Höllenfahrt…

***

Ludovica Torrina hielt durch! Sie hatte Ken Burton sterben sehen. Es war ein grausamer Tod gewesen. Er war verblutet. Niemand hatte ihm mehr helfen können. Nur sie war bei ihm gewesen, hatte seine Hand gehalten; bis zuletzt, als schon diese grauenhaften Untoten herangestapft waren, um sie alle zu holen und in die Tiefen des Pazifischen Ozeans zu verschleppen.

Auch das hatte sie überstanden. Irgendwie. Sie war sich der mittlerweile vergangenen Zeit kaum bewußt. An die alptraumhafte Odyssee durch die schwarzen Abgründe des Meeres erinnerte sie sich kaum. Wie abgeschaltet hatte sie das miterlebt. Für sie war mit Burton ein Teil in ihr selbst gestorben. Sie hatte ihn geliebt, sie liebte ihn noch immer. Wie er sie angesehen hatte, wie er noch versucht hatte, ihr etwas zuzuflüstern… Ein letztes Aufbäumen, dann nichts mehr.

Und jetzt hing sie hier in einem Gewirr dieser unangenehm kalten, feuchten, pulsierenden Luftschläuche fest, die direkt mit dem Körper des Giganten Lemuron verbunden waren. Er war es, der sie wie auch alle anderen hier unten mit Luft versorgte, der sie am Leben hielt. Vorläufig wenigstens.

Er hatte sie in diesen dunklen Kerker geworfen. Vielleicht ließ er sie hier sterben. Ihre Gebeine würden verrotten, und sie zwang sich, diesen Gedanken nicht weiterzuführen. Es zehrte zu sehr an ihrer Kraft, an ihrer nur noch mühsam aufrecht erhaltenen Beherrschung.

Sie wollte nicht durchdrehen. Aber das war leichter vorgenommen als ausgeführt.

Wie die anderen Passagiere der ›Sturmwind‹ trieb sie hilflos im kühlen Wasser. Ringsum waren die wuchtigen Kerkermauern, die mit

einer Unzahl von Pilzen und anderen Wucherungen übersät waren; ein schleimiger, sich ständig bewegender Belag. Das Verlies war groß. Sie alle hatten genügend Platz darin und doch kam es ihr so vor, als wären sie wie Heringe in einer engen Büchse zusammengepfercht.

Es war nicht völlig dunkel ein mildes Leuchten, das von den Mauergewächsen ausging, erfüllte den gewaltigen Schacht.

Ludovica konnte sogar die Körper der weiter entfernten Menschen neben, unter und über sich erkennen; schemenhaft, jedoch deutlich konturiert in der blaugrauen Düsternis. Gespenstische Schatten, die in dem trüben Nichts schwebten. Die, die in ihrer nächsten Nähe hingen, wirkten seltsam aufgequollen. Sie lebten, sie atmeten, aber ihre Gesichter waren starr und verzerrt vor Angst.

Manche schienen von Zeit zu Zeit etwas sagen zu wollen. Ihre Münder bewegten sich, klafften grotesk auf, machten schnappende Bewegungen, die Lippen formten Worte, die Ludovica jedoch nie verstand.

Sie selbst unternahm nicht einmal den Versuch, zu sprechen. Hier unten hörte sie niemand. Die gurgelnden Geräusche, die ihre Schicksalsgefährten verursachten, trieben sie im Gegenteil an den Rand des endgültigen Zusammenbruchs.

Immer wieder erklangen diese Geräusche. Gurgeln, blubbern, schauriges Stöhnen. Manchmal zogen wirbelnde Luftblasen an ihr vorbei, empor hinauf zu einer Oberfläche, die sie nur erahnen konnte. Weit über ihr ballte sich nur absolute, wattige Schwärze. Nirgends ein Lichtfleck. Dann entstanden vage Gesten, ein zuckendes Bewegen von zwei oder drei Fingern einer Hand. Und wieder herrschte Stille und Bewegungslosigkeit und eisige Starre. Es war schlimm.

Ludovica schloß die Augen. Sie begann zu zählen. Als sie bei Hundert angekommen war, gab sie es auf. Es machte sie nervös. Eine Unruhe, die ihre Selbstbeherrschung systematisch verzehrte.

Irgendwann spürte sie die weiche, flüchtige Berührung auf ihren Wangen. Entsetzt riß sie die Lider auf. Keine starre Totenhand hatte sie gestreift es waren ihre eigenen langen, im Wasser treibenden Haarsträhnen. Wie eine Aura hatten sie sich rings um ihren Kopf ausgebreitet, eine Hydra aus zahllosen Strähnen.

Aber sie stellte noch etwas fest. Der Mann, der neben ihr in den Luftschläuchen hing, trieb näher zu ihr heran. Er schien irgendwie weggetreten zu sein. Kein Ausdruck, kein Anzeichen von Leben schimmerte in den Augen, die sie anstarrten. Seine Arme waren ausgestreckt, wie um ihre Hände zu ergreifen, leicht nach oben gereckt, seine Hände schaukelten in einem eigenartigen Winkel in der schwachen Strömung, die auch in diesem Verlies herrschte.

Ekel und Panik flammten in Ludovica empor. Sie merkte, daß ihre Arme wie die seinen im Wasser trieben. Auch sie hatte nicht mehr

darauf geachtet, ihren Körper unter Kontrolle zu halten. Ausgebreitet schwebte sie im Wasser. Unter sich die unheilvolle Tiefe, die anderen leblos scheinenden Körper, die vibrierenden Schläuche oder Tentakel, ganz wie man wollte.

Sie versuchte sich abzulenken, an Burton zu denken. An seinen Übermut, seine Flachsereien. Es gelang ihr nicht. Irgend etwas veränderte sich und veränderte sie. Sie alle. Unruhe kam auf. Die bisher so starren und leblos herumhängenden Körper bewegten sich. Manche zuckten konvulsivisch. Andere sahen aus, als würden sie gezielte Bewegungen versuchen. Ein unheimlicher Horror-Tanz im Nichts. Ludovicas Hände zitterten. Die des Mannes berührten sie.

Sie zuckte davor zurück, ihr Mund öffnete sich, ein kalter Schwall brackigen Wassers drang *ein*. Ludovica würgte, schloß hastig den Mund wieder, schluckte das Wasser hinunter und hätte sich gleich darauf am liebsten erbrochen. Aber sie unterdrückte die harten Würgeimpulse. Die Unruhe steigerte sich noch mehr. Das Ungeheuer, das sie mit Luft versorgte und bisher in diesem apathischen Zustand gehalten hatte, sorgte dafür. Ludovica wußte das plötzlich mit einer Bestimmtheit, die ihr selbst dem Atem raubte. Warum? dachte sie panisch vor Angst. Warum tut er das?

Ihr Herz pochte schneller. Sie glaubte, ihr Blut wie Feuerströme in ihren Adern kreisen zu spüren. Der Herzschlag wurde zu einem wummernden, hektischen Rhythmus. Was passiert? gellte es in ihrem Verstand. War das Ungeheuer selbst nervös? Übertrug sich seine Unruhe automatisch auf sie, genauso, wie sich seine Überlegenheit auf sie übertragen hätte.

Der Mann neben ihr zappelte in einem grotesken Aufruhr. Seine Lippen formten wieder Worte, er schien ihr bedeutsame Nachrichten zuzuschreien. Nichts als dicke, verformte Luftblasen wirbelten aus seinem Mund und nach oben davon, wo sie in der Schwärze verschwanden.

Ludovica drehte sich um die eigenen Achse, die Welt stand Kopf.

Ein fürchterlicher Druck stemmte sich von innen gegen ihren Schädel. Sie hatte das Gefühl, ihr Kopf müßte bersten. Dünne, rote Schlieren zerfaserten vor ihrem Gesicht.

Blut!

Sie blutete aus der Nase. Ihre Hände kamen zuckend hoch, wischten darüber. Die Kälte des Wassers nahm zu. Zwei Körper trieben zur ihr herauf, kopfüber, zappelnd, zuckend. Der Aufruhr begann.

Stromstöße schienen sich durch die Tentakel fortzupflanzen und in die Körper der Gefangenen zu peitschen.

Ludovica verlor schier den Verstand. Es wurde immer schlimmer.

Sie hielt es nicht mehr aus. Verrückt! Ich will Und im nächsten Augenblick wußte sie schon nicht mehr, was sie eben noch gewollt

hatte.

Dann krampften sich ihre Hände um die ebenfalls zuckenden, straff gespannten und nach unten davonfallenden Luft-Tentakel.

Plötzlich schien ihr alles so leicht zu sein. Sie mußte nur diese Schläuche von ihrem Hals losreißen. Ein einziger, heftiger Ruck, und alles war vorbei. Ertrinken war kein schöner Tod sie stellte es sich schrecklich vor. Aber es wäre danach endlich vorbei. Das Warten, die Ungewißheit hätten ein Ende.

Sie griff fester zu.

Tu es! machte sie sich selbst Mut.

Und im Geist sah sie sich bereits windend und um sich schlagend und erstickend nach oben treiben nach oben, in diese unheilvolle Schwärze. Sie konnte es nicht. Nein, sie schaffte es nicht, ihrem Leben selbst ein Ende zu machen. Das Zittern schüttelte sie durch. Andere Körper gerieten in ihr Blickfeld, als sie sich weiter drehte. Sie schleifte an einem leblos dahängenden Mann vorbei. Er rührte sich auch dann nicht, als sie vor ihm abstieß.

Er war tot.

Sie sah, daß einer der Luft-Schläuche abgerissen war.

Ludovica spürte, wie der letzte Rest ihrer Beherrschung zersplitterte. Wie sie das Entsetzen endgültig überschwemmte, Besitz von ihr ergriff, ihr mit tausend gnadenlosen Flüsterstimmen eingab, daß sie sterben würde einen grauenhaften Tod sterben würde.

Andere Körper zappelten über ihr. Das Wasser brodelte, schäumte, warf Blasen. Eine dicke Frau trat nach unsichtbaren Gegnern. Sie riß ebenfalls an den Luftschläuchen. Und kam frei. Eine dunkle Wolke puffte von ihrer Kehle hoch, faserte auseinander, breitete sich aus, raste Ludovica entgegen. Sie schloß die Augen, versuchte irgendwie aus dem Weg dieser Wolke zu kommen, ruderte, schwamm. Die Stränge erlaubten ihr keine zu kraftvollen Bewegungen. Sie war in ihrem Aktionsradius eingeschränkt. Sie sank tiefer, nur um gleich darauf von anderen Tentakel-Schläuchen von denen, die von oben herunterwuchsen wieder emporgehievt zu werden.

Jemand schrie!

Es war eine Männerstimme, und der Schrei mußte in einer derartigen Verzweiflung und Höllenpein ausgestoßen worden sein, daß sich der Schall fortpflanzte. Schaurig gellte er in Ludovicas Ohren.

Sie schrie auch. Ihre Beherrschung brach endgültig, wie ein poröser Deich unter den immer stärker und wütender werdenden Angriffen einer Sturmflut brechen würde.

Sie schrie und schlug um sich, fetzte einen der Schläuche frei, hatte plötzlich die Kraft dazu…

Ein blendender Schmerz loderte vor ihren Augen, und als sie wieder klar sehen konnte nach einer Ewigkeit war sie nicht mehr in dem

Kerker-Schacht, sondern…

Ihr Herzschlag stockte. Gänsehaut breitete sich über ihren Körper aus.

Sie wurde auf Lemuron zugezogen. Rasend schnell. Sieben, acht dunkle Tentakel schaukelten vor ihr. Tentakel, die sie mit Lemuron verbanden. Und sie unerbittlich vorwärts zerrten!

Lemuron, der furchtbare Dämon der Tiefe!

Ein Wesen wie ein Molch. Ein Wesen, das seine Gestalt verändern konnte und sich jetzt als gigantischer Hai präsentierte! Ludovica streckte schützend die Hände vors Gesicht.

Ein letzter Ruck, und sie spürte die dunkle Nähe des Giganten vor sich! Ein Schatten, schwärzer als jede Nacht, wuchs vor ihr auf, wölbte sich über sie!

Ludovica fühlte sich von hornartigen Pranken gepackt. Ihre Hände wurden von peitschenschnurrdünnen Tentakeln erfaßt und beiseitegerissen, Sie starrte genau in den weit aufgerissenen, blutroten Schlund der Bestie, und ihre Haare standen ihr zu Berge. Sie wurde weitergezogen. Unaufhaltsam vorwärts gerissen. Zähne blitzten auf.

Ein schnelles Vorzucken des riesigen Schädels… Während die Hornpranken sie gleichzeitig von hinten packten und wuchtig vorwärtsrammten.

Es ging rasend schnell. Zu schnell, als daß Ludovica noch Zeit gehabt hätte, sich zu fragen, warum sie jetzt so plötzlich doch sterben mußte.

Sie tauchte in die Schwärze ein, spürte, wie Tentakel und Pranken stießen, drückten und zerrten.

Ein letzter, fremder Gedankenstrom irrlichterte durch ihren Sinn: *Ich bin zufrieden mit dir, schöne Ludovica. Du warst stark. Deine Todesangst wird weit genug hinausstrahlen. Sie wird gehört werden. Du warst ein perfekter Köder.*

Dann kam der Tod, und mit ihm schreckliche Laute und Geräusche, die jedoch nur Lemuron hören konnte…

***

»Ich habe Hunger«, sagte Mike Hunter. Er rutschte unruhig auf dem Copiloten-Sitz herum.

»Wie kann man jetzt nur Hunger haben?«

»Ich habe immer Hunger, wenn ich nervös bin«, erklärte er bissig.

»Wir haben trotzdem nichts dabei. Du mußt Fingernägel kauen, sorry.«

Eine Weile blieb es daraufhin im Innern der Plexiglaskanzel still.

Das gleichmäßige Flappen der Hubschrauberrotoren hörten sie schon seit geraumer Zeit nicht mehr bewußt. Es war zu einem allgegenwärtigen Hintergrundgeräusch geworden. Der Hubschrauber trug sie über die weite, schattige und hin und wieder glitzernde Fläche

des Meeres. Manchmal tauchten unten kleine und kleinere Inseln auf, kaum mehr als Felsbrocken in der Unendlichkeit des Pazifischen Ozeans.

Vor ihnen, in der Richtung, in der die anderen Inseln der Hawaii-Gruppe lagen, staute sich die Dunkelheit. Damona, die hinter den Kontrollen des Hubschraubers saß, hatte für einen kurzen Moment das Gefühl, geradewegs in einen dunklen Schlauch hineinzusteuern.

Den milden Glanz der Sterne ließen sie hinter sich zurück. Die Nacht wurde dunkel und rauh. Mächtige Wolkenfahnen tasteten kriechend über den Himmel und verdeckten alles. Ein Unwetter kündigte sich an.

Im gelegentlichen Aufblinken der Kontrollichter wirkte Damonas Gesicht angespannt, hart. Ihre großen, leicht schräg gestellten grünen Augen funkelten in einem eisigen Licht. Damona flog die kleine Maschine souverän. Ihren Pilotenschein hatte sie schon vor Jahren gemacht, und seitdem fühlte sie sich auch buchstäblich in der Luft zu Hause, obwohl die noch weniger Balken hatte als das Wasser.

»Kennst du den Unterschied zwischen einer Rocker-Jacke und der Beamten Bürokratie?« erkundigte sich Mike harmlos.

Damona zuckte die Achseln. Sie überlegte kurz, dann schüttelte sie den Kopf und warf Mike einen knappen Seitenblick zu.

»Es gibt keinen. Bei beiden sitzen die Nieten an den entscheidenden Stellen.«

»Haha!« machte sie.

»Irgendwie muß ich die Nervosität ja loswerden«, verteidigte er sich. Dann starrte er wieder geradeaus. Auf seiner Stirn erschien eine steile Falte. Mike Hunter gefielen die dunklen Wolkenberge über dem Wasser-Horizont genausowenig wie Damona.

Sie antwortete nicht. In Gedanken rekapitulierte sie kurz, was geschehen war. Wider Erwarten hatte ihnen die Polizei von Hawaii unbürokratisch und augenblicklich geholfen. Darüber hatte sie anfangs nicht schlecht gestaunt. Des Rätsels Lösung war allerdings gewesen, daß kurz zuvor ein Funkspruch von eben der Yacht eingegangen war, die sie zu suchen vorgaben. Romano Tozzi von der ›Sturmwind‹ hatte eine beklemmende Botschaft an die Polizei gerichtet.

Die Yacht, so Tozzi, sei von unheimlichen lebenden Toten überfallen worden! Jeder Versuch, mit der ›Sturmwind‹ Funkkontakt aufzunehmen, scheiterte.

Die Beamten hielten die Nachricht für einen schlechten Scherz. Zumal in der Botschaft der Standort der Yacht nicht korrekt angegeben worden war. Tozzi hatte nur vom Kaiwi Channel gesprochen, und der war beachtlich groß und breit.

Man kam überein, zuerst einmal abzuwarten. Dann waren Damona

und Mike und die Franzosen aufgetaucht. Nach kurzem Hin und Her hatten sie den Hubschrauber gehabt hatten jedoch sämtliche Papiere als Pfand zurücklassen müssen. Auch die ungewöhnliche Hilfsbereitschaft der Hawaii-Polizisten kannte ihre Grenzen. Damona zweifelte nicht daran, daß mittlerweile schon genügend Auskünfte über sie und Mike eingeholt worden waren. Aber sie hatten die Maschine, waren beweglich und konnten Tozzis verzweifeltem Hilferuf folgen. Ja, sie nahmen diesen Hilferuf ernst, sehr sogar.

Hoffentlich war nicht bereits alles zu spät.

Weitere Inseln tauchten aus den Schatten der Nacht auf. Die große, am hinteren Ende wie zusammengeschnürt wirkende Landmasse das war Maui. Links daneben wie ein kleiner Tintenklecks lag Kahoolawe. Dahinter kam Lanai. Der Hubschrauber donnerte darüber hinweg. Bis zum Kaiwi Channel, der die Inseln Molokai und Oahu voneinander trennte, waren es noch immer gut 130 Meilen.

Damona wußte nicht, was sie in den Gewässern des breiten Kanals vorzufinden erwartete.

Sie machte sich auch nichts vor. Wenn sie die ›Sturmwind‹ überhaupt fanden, dann –Dann würde sie sich ihnen bestimmt als Gespensterschiff präsentieren. Oder als Totenschiff. Normalerweise machten Untote keine Gefangenen. Dieser Gedanke bereitete ihr Magenschmerzen…

***

Endlich passierten sie Molokai und befänden sich wenig später über den düsteren Gewässern des Kaiwi Channels. Eine recht steife Brise streichelte die Meeresoberfläche, Wellenberge entstanden, schaumgekrönte Brecher. In der Ferne voraus leuchteten helle und bunte Lichter. Dort mußte Honolulu liegen, südwestlich, auf der großen Insel Oahu. Damona kümmerte sich nicht weiter darum. Sie brächte den Hubschrauber tiefer und ließ ihn nur knapp fünf Yards von der Wasseroberfläche entfernt dahinjagen. Konzentriert suchten sie das Meer ab. Eine endlos wirkende, öde Wasser wüste präsentierte sich ihnen in tausend schwarzen Variationen, düstere Schwaden krochen über das Meer, die Wolkenberge am Himmel verdunkelten sich zudem ebenfalls beständig weiter.

Bald darauf herrschte die schönste Waschküchen-Atmosphäre!

»Nebel in einer milden Hawaii-Nacht!« brummte Mike Hunter.

»Das gibt’s doch nicht!«

Damona zog den Hubschrauber wieder höher. Auf ihrer Stirn bildete sich ein feines Netzwerk kleiner Schweißtropfen. Die Ausdünstungen einer uralten, bösen Magie spürte sie, ohne daß sie sich besonders anstrengen mußte.

Der gleiche Pestodem des Bösen hatte auch Voodoo-Priester Tanaka

Garzzo eingehüllt.

Kurz versuchte Damona, ihre Hexenkräfte noch mehr zu aktivieren, sie von der reinen Wahrnehmung der Feindausdünstungen zu einer offensiveren Leistung zu steigern. Seit sie das Machtpotential des Hexendämons Yakaal übernommen hatte, war ihr dies manchmal möglich. Bevorzugt in Situationen, in denen bereits magische Energien aktiv waren.[1]

So konnte sie beispielsweise auf die Kraft eines dämonischen Gegners zurückgreifen wenn sie mit diesem Gegner unmittelbar konfrontiert war. Und schnell genug war. Es kam darauf an, blitzartig zuzuschlagen oder besser: zuzugreifen und seine Energie anzuzapfen. Nicht immer gelang es. Das Intermezzo mit dem verwandelten Garzzo hatte das ja gezeigt. Da hatten ihre Hexenfähigkeiten nicht einmal angesprochen.

Yakaals Vermächtnis war eine zweischneidige Sache -wie alles, was mit den Finsteren Mächten zu tun hatte. Im Zweifelsfan war es jedenfalls immer besser, sie vertraute auf ihre eigenen Findigkeit und Schnelligkeit und last but not least auf ihre Luger und den silbernen Dolch.

Jetzt sprachen ihre Hexenkräfte zwar an, sie witterte die Nähe des dämonischen Gegners, aber sie konnte seinen genauen Standort trotzdem nicht lokalisieren. Es kam ihr gerade so vor, als wäre Lemuron überall und nirgends. Das irritierte sie.

»Siehst du was?« fragte Damona angespannt.

»Außer schwarz nicht viel.«

»Nomen est omen«, versetzte sie, ging wieder tiefer und meinte plötzlich geradeaus einen bleichen Schemen in der Nebelsuppe zu sehen.

Sie schaute genauer hin, blinzelte aber der Spuk war verschwunden. Aber jetzt wollte es Damona King genau wissen. Sie ließ den Hubschrauber geradeaus schwirren, war plötzlich auch wieder hellwach und darauf gefaßt, von einer Sekunde zur anderen die Maschine hochsteigen zu lassen, um nicht mit der ›Sturmwind‹ zu kollidieren. Das war auch gut so. Die Yacht tauchte übergangslos aus den wattig dahintreibenden Nebelschwaden auf. Sturmausläufer trieben den Hubschrauber tiefer. Die Rotoren hatten eine Menge zu tun, die Maschinen rumorten auf Vollast.

Mike ächzte. »Paß auf.«

»Tu ich.«

»Nett von dir.« Mike Hunters Stimme klang gehetzt. »Aber mach schnell…«

»Hexen kann ich schon, nur Wunder dauern ein bißchen länger!« stieß Damona heraus.

Dann reagierte die Maschine und schoß in einem steilen Winkel

hoch. Unter ihnen blieben die schwarzen, sturmgepeitschten Wogen des Ozeans zurück, sackten förmlich nach unten. Die Nebel wurden kräftig durchgequirlt, als der Hubschrauber durch sie hindurch pfiff. Die Yacht glitt unter dem Hubschrauber weg. Mike drehte sich im Copilotensitz halb um und schaute zurück.

»Sieht ramponiert aus.«

»Ich fliege eine Schleife.«

Damona schaltete routiniert. Der Hubschrauber zog herum und schwenkte zurück. Die Ausläufer des Nebels schienen zu ihm heraufzugreifen. Bizarre Wellenkämme rollten schräg heran. Die

›Sturmwind‹ war für Augenblicke deutlich sichtbar, ein weißer Schemen in der Düsternis. Die Aufbauten waren zum Teil schwarzgefärbt und zerstört. Dort mußte ein Feuer gewütet haben!

In Damonas Magengrube verkrampfte sich eine böse Ahnung. Die Angst um Romano Tozzi begann zu wachsen. Aber auch die Sorge um die anderen Passagiere der Yacht. Ken Burton war ein sympathischer Bursche, einer von der netten Sorte. Und Ludovica… Damona schaltete die Gedanken an sie ab. Sie mußte jetzt unbeteiligt bleiben, total konzentriert, damit ihr kein Fehler unterlief. Der geringste Fehler, die kleinste Unachtsamkeit, und sie waren erledigt. Der Gegner, mit dem sie es hier zu tun hatten, war gefährlich.

Noch hielt er sieh im Hintergrund, lauerte, wartete geduldig auf seine große Chance…

Damona spürte das. Sie zog den Hubschrauber in einer eleganten Kehre über die ›Sturmwind‹ hinweg. Der Blick auf die Yacht hinunter klärte die Situation. Das Schiff war menschenleer. Führungslos schaukelte es in den höher wachsenden Wogen. Nach dieseni Sturm wäre es wohl auf Nimmerwiedersehen in den Fluten verschwunden.

In der Ferne wetterleuchtete es.

Mike Hunter beugte sich nach hinten, wo er gleich darauf zu kramen begann.

»Was machst du?«

»Ich befestige die Strickleiter. Wenn du den Hubschrauber über der ›Sturmwind‹ halten kannst, klettere ich hinunter und sehe nach dem Rechten. Vielleicht sind sie nur alle unter Deck.«

»Das glaubst du doch selbst nicht«, erwiderte Damona heftig.

»Und was deinen Vorschlag angeht – bei dem Wetter kann ich die Maschine unmöglich ruhig über der Yacht halten.«

»Du kannst es immerhin versuchen«, meinte er ungerührt. »Außerdem – weißt du noch, was die gute Valeria zu ihrem Spezi Conan sagte, als sie den Sehlängenturm bestiegen haben?«

»Was hat der Conan-Film jetzt damit zu tun, daß du…«

»Sie hat gesagt«, fuhr Mike lächelnd fort, wobei er seine Stimme verstellte und in einem düsteren Tonfall brummte: »Willst du ewig

leben?«

Damona versuchte es gar nicht erst weiter. Mike Hunter hatte – was solche. Extravaganzen anbetraf – denselben Dickschädel wie sie. Da konnten sie sich wirklich die Hände schütteln. Und eine andere Möglichkeit, festzustellen, was auf Burtons Yacht passiert war, gab es momentan nicht. Ihr Hubschrauber war zwar mit Schwimmkufen ausgestattet, aber bei diesem Wetter eine Landung auf dem Wasser zu versuchen, wäre bestimmt noch verrückter gewesen als Mikes Vorhaben.

Damona bewies jetzt ihr Fingerspitzengefühl. Trotz der immer heftiger anrollenden Sturmböen, die den Hubschrauber abzudrängen versuchten, bugsierte sie ihn über die Yacht. Mike hatte unterdessen die Strickleiter befestigt und schob die Plexiglastür auf. Eisiger Wind fauchte ins Innere. Damona hielt unwillkürlich die Luft an.

Sie ging behutsam tiefer. Unter ihr vollführte die ›Sturmwind‹ einen verrückten Tanz, sie schaukelte, hob sich und sackte im nächsten Augenblick wieder in ein tiefes Wellental. Ringsum schien das Wasser zu kochen. Sprudelnde Spiralarme griffen hoch, zerhackten die Nebel, versuchten die Wolkenberge zum Meeresspiegel hinunterzuzerren, damit der Hubschrauber zwischen Ozean und Wolken zerquetscht wurde.

Eine Böe erfaßte die Maschine und drückte sie weg. Plötzlich war unter ihnen wieder nur schwarzes, brodelndes Wasser und Gischt – und da passierte es!

Damona zuckte mit einem Schrei zurück! Für einen Moment war sie geblendet! Ein fürchterlicher reingeistiger Schrei zerschnitt ihr Bewußtsein in zwei sich windende Hälften. Sie sah Ludovica Torrina… Sah, wie die rassige Italienerin auf ein riesengroßes, schattenhaftes Moloch-Gebilde zugerissen wurde, eine Wesenheit, die sich schlagartig verwandelte – in einen geifernden Hai verwandelte …

Dann war es aus! Ludovicas Todesschrei hallte und hallte und Damona King schrie ebenfalls! Neben ihr entstanden hastige Bewegungen. Mike warf sich herüber, versuchte, die Steuerung des abschmierenden Hubschraubers zu übernehmen.

Der Nebel saß jetzt nicht nur über dem Meer, sondern auch in Damonas Schädel. Nur mühsam glitt sie wieder in die Realität zurück, schüttelte das Grauen des Geschehen ab. Sie wischte Mike beiseite, übernahm die Steuerung, obwohl sie alles doppelt sah. Die Maschine sauste nach unten.

Damona schrie auf. Sie sah die schlängelnden Bewegungen, und wußte, jetzt ging es endgültig hart auf hart. Die Vision – ob nun echt oder unecht – war nur der Auftakt gewesen!

Lemuron griff an!

Seine schwarzen Tentakel brachen durch die aufgewühlten Fluten

und zuckten zum Hubschrauber herauf!

Sechs baumdicke, geschmeidige Stränge waren es. Saugnäpfe schillerten daran!

Wie riesige Peitschenschnüre griffen sie hoch, trafen ihr Ziel auch und wickelten sich mit schmatzenden Lauten um die Hubschrauber-Kufen! Ein Ruck durchlief die Maschine. Mike Hunter wurde bleich und riß die Magnum aus der Schulterhalfter.

Damona keuchte: »Paß auf!«

Mike konnte sich gerade noch rechtzeitig festhalten. Einen Herzschlag später, und er wäre hinausgewirbelt worden.

Ein weiterer Ruck! Damona versuchte trotzdem die Maschine hochzuziehen, fort aus der Reichweite der grauenhaften Tentakel!

Vergeblich! Die Motoren jaulten auf, die Hubschrauberblätter wischten wie flirrende Schemen durch die Nachtluft; Das Jaulen der Motoren war eine schrille, sich steigernde Melodie, ein schauriges Begleitkonzert zu dem unirdischen Heulen, das jetzt vom Meer heraufschallte!

Lemuron triumphierte!

Er hatte sie gepackt, die Saugnäpfe saßen unlösbar, die riesenhaften Tentakel begannen mit gigantischer Kraft zu ziehen! Ruckweise ging es abwärts. Weitere Tentakel wirbelte hoch, krachten in die Rotoren… Schwarzes Blut spritzte. Dann erklang ein splitterndes Kreischen. Stille. Der Hubschrauber sackte weg – wurde in der Umklammerung der Monster-Tentakel in das aufgewühlte Meer gezogen!

***

Das Unheil nahm seinen Lauf!

Die beiden Matrosen, die links und rechts neben Romano Tozzi in dem Wasser-Schacht hingen, waren die nächsten, die von den dünnen Tentakeln in die Tiefe davongezogen wurden. Dabei lösten sich die von oben herunterhängenden Tentakel mit einem durchdringenden Schmatzen ab. Die Körper waren nicht mehr zwischen Oben und Unten in der Waage gehalten.

Tozzi drehte sich mühsam in dem kühlen Wasser herum und starrte den Männern nach. Das Gewirr von Fäden und Tentakeln, die ihn hielten, behinderten ihn. Unwillig wischte er die Schnüre beiseite. Im Gegensatz zu den anderen wurde er von je vier Schnüren von oben und unten gehalten. Zu versuchen, sich davon zu befreien, war sinnlos. Tozzi bemühte sich erst gar nicht. Er sagte sich vielmehr, daß er Ruhe bewahren mußte. Möglicherweise bot sich später eine Chance. Herrgott, dachte er, nur den Hauch einer Chance brauche ich…

Die beiden Matrosen sanken immer tiefer, immer schneller wurden sie hinuntergezogen. Sie wehrten sich nicht. Ihre Arme und Beine

wirkten seltsam schlaff. Als wären die Männer besinnungslos.

Oder paralysiert, fügte er hinzu. Sie glitten davon und verschwanden bald in der drohenden Finsternis am Grunde des Schachtes – tief, tief unten am Boden des Kerkers. Dort funkelten zahllose düstere Schattierungen. Vage Bewegungen konnte man dort sogar mit einiger Phantasie erkennen. Tozzi überlief es heiß und kalt, wenn er daran dachte, wer möglicherweise dort unten kauerte, unsichtbar in der Schwärze, und doch, allgegenwärtig.

Ein Monstrum, das nur seine Tentakel einzuziehen brauchte, um seiner Opfer habhaft zu werden!

Aber gleich darauf sagte sich der Italiener, daß das nicht sein konnte. Lemuron war in dem gewaltigen Unterwasser Höhlendom zurückgeblieben. Also konnte er nicht gleichzeitig in diesem Kerker-Schacht hocken.

Oder doch?

Tozzi spürte einen scharfen Stich in der Herzgegend. Fünf Passagiere von der ›Sturmwind‹ waren bereits in die Dunkelheit hinuntergezogen worden.

Ludovica war die erste gewesen. Dann waren ein Mann und eine Frau an der Reihe gewesen. Beide waren Tozzi von Burton zwar vorgestellt worden, aber er konnte sich nicht mehr an ihre Namen erinnern. Jetzt hatte es die Matrosen getroffen.

Wann würde er an der Reihe sein?

Die Reihen der Gefangenen waren stark gelichtet. Tozzi sah verwaschene Schemen in der Düsternis unter sich. Aber neben ihm und über ihm hing niemand mehr. Also würde es ihn als nächsten treffen…

Tozzi atmete hektischer, Dennoch war eine fast unnatürliche Ruhe in ihm. Es war fast so, als würde jede aufwallende Panik unterdrückt. Nach den Vibrationen der Nervosität, die vorhin sämtliche Gefangenen durchtobt hatte, war das eine Wohltat. Etwas, das das Grauen der Situation milderte.

Aber Tozzi merkte bald, daß das eine trügerische Hoffnung war.

Die Tentakel, die ihn von oben her hielten, lösten sich plötzlich ab.

Ein Ruck ließ Tozzi einen halben Yard nach unten wegsinken, gleichzeitig spürte er den Zug, der von den unteren Tentakeln ausging.

Es war so weit!

Er wurde in die Tiefe gezerrt…

***

Der Hubschrauber krachte mit voller Wucht ins Wasser!

Damona ruckte in den Sicherheitsgurten nach vorn und hatte für drei, vier Sekundenbruchteile das Gefühl, als würde sie gevierteilt werden. Wasser überschüttete sie. Es krachte und rauschte. Die

Plexiglaskanzel überzog sich geisterhaft schnell mit einem Spinnwebmuster feiner Risse, dann zerplatzte sie. Die Splitter regneten nach innen. Noch mehr Wasser drückte nach. Das Klatschen, mit dem die Maschine auf die brettharte Wasserfläche hieb, vereinte sich augenblicklich mit einem schäumenden Blubbern und Glucksen.

Damona schüttelte die Benommenheit ab und versuchte, aus den Sicherheitsgurten herauszukommen. Das ging nicht so einfach. Der Hüftgurt klemmte in der Schließe. Wütend drückte Damona die rote Taste. Nichts. Mike neben ihr war frei. Der Aufprall hätte ihn nach vorn geworfen, aber offenbar war ihm nichts passiert.

Er wollte ihr zu Hilfe kommen, als er sah, daß sie festhing, aber da zuckte der schwarze Tentakel in einem schäumenden Wasserschwall ins Innere, ringelte sieh um ihn und riß ihn nach draußen…

»Mike!«

Damonas Stimme kippte, so schrill hatte sie geschrien. Der Angriff des Tentakels hatte nicht einmal eine Mikrosekunde gedauert.

Wie von Sinnen zerrte Damona an den Gurten. Sie kam und kam nicht frei. Das Wasser in der Kanzel stieg. Der Hubschrauber versank wie ein Stein. Draußen wimmelten die Tentakel herum. Auch menschliche Gestalten sah Damona heranschwimmen. Sie konnte sich denken, wer das war – die untoten Schergen Lemurons!

Ihre Rechte konnte sie zollweise ausstrecken, an ihrem Bein hinunter, zur Wadenscheide. Dann hatte sie den Silberdolch frei. Die Sicherheitsgurte waren zwei Augenblicke darauf zersäbelt, Damona kam aufatmend frei.

Auf ihrer Seite krochen zwei Tentakel durch die zerborstene Plexiglasscheibe!

Damona stieß sich ab, wühlte sich durch das noch immer ins Innere brodelnde Wasser zum Copiloten-Sitz hinüber, wo der Weg frei schien. Sie hatte Glück. Hinter ihr züngelte der erste saugnapfbewehrte Tentakel herein…

Und hinter ihr her!

Als sie die kalte, feuchte, schleimige Bewegung in ihrem Nacken spürte, wirbelte sie mit einem erstickten Laut herum. Der Silberdolch war ein blitzender Schemen in ihrer Faust. Damona stieß kraftvoll zu.

Die Spitze des Tentakels klatschte ins Wasser. Mit einem kreischenden Laut zuckte das schwarze, lange Etwas zurück!

Damona stieß sich ab und hechtete auf der anderen Seite aus dem sinkenden Hubschrauber-Wrack. Beide Hände ausgestreckt, tauchte sie in die Schwärze hinein…

***

Mike hatte gegen Lemurons Tentakel keine Chance!

Mit ruckartigen, gleitenden Bewegungen ringelten sich immer mehr

Windungen um ihn! Seine Arme wurden ihm buchstäblich an den Leib gebunden. Dann zuckten die beiden dünnen Schnüre heran! Mike sah sie im letzten Augenblick, riß den Kopf zur Seite – und war doch nicht schnell genug.

Die hornartigen Spitzen der Schnüre trafen!

Mit einem grellen Stich fraßen sie sich in seinen Hals hinein.

Mike schrie, und das hätte er besser bleiben lassen. Er schluckte Wasser. Und nicht wenig. Ihm verging das Schreien. Dann hatte er auch keine Luft mehr dafür übrig.

Ein mörderischer Druck breitete sich in ihm aus!

Die Tentakel rissen ihn vorwärts. In die Finsternis hinab. Es ging in einem Höllentempo und inmitten einer schäumenden Sauerstoff-Aura abwärts…

***

Auch Romano Tozzi rauschte in die Tiefe!

Zuerst wurde seine Apathie noch schlimmer. Er versuchte nicht, sich an den anderen festzuhalten, die vereinzelt noch im Kerker-Schacht trieben und ihn teilnahmslos anglotzten, als wären sie nicht mehr richtig bei Sinnen.

Dann wurde es kälter. Und plötzlich war die fremde Beeinflussung, die ihn so ruhig und passiv gehalten hatte, verschwunden.

Wehr dich! flüsterte eine böse Stimme in seinem Gehirn. Versuch, zu entkommen. Koste deine Angst aus! Und laß sie mich mit dir auskosten! Ein hämisches Kichern schloß sich an, und Tozzi hätte geschrien, wenn da nicht das Salzwasser gewesen wäre.

Er wehrte sich tatsächlich. Seine Hände ruckten hoch und zerrten verzweifelt an den Schläuchen. Dann gab er das auf. Luft. Er brauchte die Luft, die ihm die Schläuche sicherten. Es mußte anders gehen…

Er überschlug sich. Der Zug von unten wurde gieriger, härter, manchmal stockte er kurz, nur um gleich darauf um so schlimmer wieder einzusetzen.

Das Kichern blieb in Tozzis Gehirn. Er konnte kaum klar denken.

Die Dunkelheit verschluckte ihn. Mit letzter Kraft reckte er noch einmal den Kopf hoch, wandte das Gesicht nach oben und warf einen letzten Blick nach oben, in die blaugraue Düsternis, in der die anderen schwebten. Zwölf Passagiere der ›Sturmwind‹ lebten noch.

Tozzis Hände tasteten fahrig herum. Einmal streiften sie über die moosigen, schleimigbewachsenen Schacht-Wände. Dann schrammte sein Schädel darüber. Die Schmerzen, die noch von seinen Verbrennungen herrührten, erwachten.

Gleichzeitig wurde Tozzi von der tintenschwarzen Dunkelheit am Grunde des Kerker-Schachtes verschluckt. Ein weiterer kraftvoller Ruck. Er hatte das Gefühl, als würde ihm der Hals zerfetzt. Die

Luftschläuche! Daran wurde er weiter hinuntergerissen. Er versuchte, weiterhin regelmäßig zu atmen. Es ging nicht. Hektische Luftstöße pufften aus den Schnüren in seinen Hals. Er würgte, kämpfte um seine Besinnung.

Dann sah er den gigantischen Schatten unter sich!

Das – das war doch nicht Lemuron… Der Lemuron, den er im Höhlendom gesehen hatte … Oder doch?

Gleich darauf sah er das Wesen genauer – und dieser Anblick überstieg sein Begriffsvermögen. Gegen eine solche Kreatur mußte jede Gegenwehr vergeblich sein. Mehr noch – sie war schlicht und einfach lächerlich!

Tozzi schloß mit seinem Leben endgültig ab. Er war verloren! Es war aus und vorbei!

Der letzte fürchterliche Ruck mußte gleich erfolgen…

Unter ihm öffneten sich bestialische Kiefer…

***

Drei kraftvolle Schwimmstöße brachten Damona von dem rasch sinkenden Hubschrauber-Wrack weg!

Sie wußte, spürte, daß sie von den Untoten verfolgt wurde, sie brauchte sich gar nicht umzudrehen. Die Ausstrahlungen der Dämonischen waren deutlich genug, Damona sondierte noch einmal zurück. Die Tentakel hatte sie glücklicherweise abgehängt. Dann war der Zeitpunkt jetzt günstig!

Damona krümmte sich zusammen, überschlug sich und wandte sich den unheimlichen Verfolgern zu.

Die Untoten glitten durch das pechschwarze Wasser auf sie zu!

Damona konzentrierte sich nur kurz. Die Macht des Hexendämons Yakaal flackerte bereits hoch, war greifbar, obgleich es immateriell war. Damona stieß damit zu, spürte im nächsten Moment – gedankenschnell – das Auftreten – den Kontakt… Eine gleißende Wärme explodierte in ihr. Die Energie, die die Untoten in Bewegung, am Leben gehalten hatte – floß auf Damona King über. Gleichzeitig starben die Horror-Wesen! Sie lösten sich einfach auf.

Damona hielt sich nicht auf. Geschmeidig glitt sie herum und schwamm weiter. Die Luft wurde ihr knapp. Hinter sich spürte sie Schlangenbewegungen. Ein Tentakel kam!

Lemuron!

Damona schwamm um ihr Leben. Sie tauchte auf. Das durfte sie aber nicht unkontrolliert schnell, sonst zerriß es ihr die Trommelfelle. Sie stieß die wenige noch in ihren Lungen verbliebene Luft aus.

Luftblasen sirrten nach oben davon, eine blitzende, blinkende, funkelnde Kette.

Gleichzeitig konzentrierte sich Damona wieder auf die Kraft in sich.

Da war ein hellroter, blaßroter Fleck, ein Zentrum inmitten großer Finsternis. Sie griff danach, formte. Es war ein Akt, das sie bereits öfter vollbracht hatte. Ein Körper entstand. Ein Körper aus puren Gedanken, aus purer magischer Energie. Mit einem Ruck trennte sie sich davon.

Jetzt existierte sie zweimal!

Einmal wirklich – und einmal als Schatten ihrer Selbst! Als eine seelen- und gefühllose Vision!

Die Vision blieb als vage schimmernder Lockvogel zurück. Und wurde von Lemurons würgenden Tentakeln gepackt und in den Abgrund des Meeres gerissen…

***

Prustend durchbrach Damona die aufgewühlte, schäumende, sturmgepeitschte Wasseroberfläche. Sie hatte alle Hände voll zu tun, sich über Wasser zu halten. Keuchend pumpte sie Luft in ihre brennenden Lungen…

Lemurons Tentakel… durchzuckte es sie. Damona warf sich herum, ließ die Blicke über die gischtenden Wogen huschen. Nichts. Sie sondierte mit ihren Hexenfähigkeiten zurück, tief hinunter, wo sie noch vage Bewegungen wahrnehmen konnte … Und nicht nur das!

Sie spürte einen vertrauten Hauch – Mikes Gedanken! Er lebte also!

Gleichzeitig stellte Damona jedoch fest, daß die von den Untoten geraubten dämonischen Energien verblaßten! Es brauchte nicht viel Energie, um einen seelenlosen Leichnam am Leben zu erhalten!

Damona sah die Yacht vor sich auftauchen, eingehüllt in wuchtige Brecher, in Gischt und Regen und Nebel. Da hatte sie ihr Ziel. Und einen Plan hatte sie zwei Sekunden später. Die Erleichterung war wie eine wärmende Flamme in ihr. Sie kraulte los. Ein paarmal kam sie sich wie ein Ball vor, denn sie wurde von den Wellen spielerisch hin und her geworfen.

Aber mit der ihr eigenen Zähigkeit und Ausdauer kam sie immer wieder in die richtige Richtung weiter. Ihre Kleider saugten sich voll Wasser. Wie Bleigewichte hingen sie an ihr. Aber Damona ließ sich auch davon nicht auf halten. Sie hielt an, paddelte, tauchte unter, schluckte Wasser, kam wieder hoch, während sie noch mit der Jacke kämpfte, die sie abstreifen wollte. Ein Wellenberg überschüttete sie mit Myriaden von schillernden Perlen. Wieder fühlte sie sich hinuntergedrückt. Wieder kämpfte sie sich hoch. Atemlos strampelte sie wenig später auch noch die Jeans ab. Danach ging es besser.

Dabei war auch die moralische Unterstützung wichtig – sie war Lemuron entkommen.

Und – der Dämon hatte noch immer nicht gemerkt, daß er auf ein Trugbild hereingefallen war.

Das sollte er bereuen…

***

An Bord der ›Sturmwind‹ sah es schlimm aus!

Die Masten waren nur mehr verkohlte Stummel, ein Teil der ehemals so schnittigen weißen Aufbauten existierte nicht mehr. Das Sonnendeck präsentierte sich als schwarze, bizarre Ansammlung von Trümmern. Ein Teil des Bodens fehlte, große Löcher klafften im Deck.

Aber der Feuersturm, der über die Yacht getost sein mußte, war offenbar von den immer höher leckenden Brechern gelöscht worden.

Wie auch immer – die ›Sturmwind‹ war noch seetüchtig. Keine Spur davon, daß sie sank.

Damona geisterte über das Deck, war höllisch vorsichtig, damit sie in keines der ausgezackten Löcher in den Planken trat und auf Nimmerwiedersehen irgendwo in der Tiefe verschwand und sich das Genick brach. Sie ließ die beiden Aluminium-Schwimmanker zu Wasser. Dann hielt sie kurz inne und schälte sich aus den klammen restlichen Kleidern. Nur noch mit BH und Slip bekleidet machte sie weiter. Sie verschwand in der Düsternis unter Deck. Die Treppe hinunter war ebenfalls stark ramponiert. Drei Stufen waren vom Feuer völlig zerfressen worden. Es roch intensiv nach Rauch. Alles war von den öligen Rauchschwaden rußig. Damona tastete sich voran, gelangte endlich in den Bauch der Yacht. Hier unten waren die Verwüstungen weniger schlimm. Sie fand einen Lichtschalter, drehte ihn. Nichts. Dann erinnerte sie sich daran, daß die Brücke fast völlig weggebrannt war. »Egal«, murmelte sie trotzig. Sie erreichte die Kabine, die sie mit Mike Hunter bewohnt hatte. Für ihren Landausflug nach Mauna Ulu hatten sie nur leichtes Handgepäck mitgenommen.

Der Großteil ihrer Sachen befand sich in dieser Kabine, unter anderem auch ein paar recht wirksame Waffen gegen Lemuron. Damona King entwickelte eine fieberhafte Aktivität. Ein hartes Lächeln kerbte ihre Mundwinkel.

Dann verließ sie mit ihrer hastig und notdürftig zusammengestellten Ausrüstung die Kabine und suchte den großen Mannschafts-Ausrüstungsraum auf.

Gleich zu Beginn fand sie eine starke Handlampe. Sie sah die Verwüstungen, die hier unten angerichtet worden waren. Das war nicht das Feuer gewesen, sondern – Menschen. Menschen, die voller Panik gewütet hatten. Wahrscheinlich hatten sich manche hier mit Waffen versorgen wollen, oder mit Taucheranzügen, um so dem Angriff der Untoten zu entgegen. In einer Ecke lag ein Toter. Damona kannte den Mann. Er hatte Leroy Eimer geheißen und zu den Passagieren gehört. Ein Enterhaken hatte den Mann getroffen.

Sie wandte sich ab. Nach kurzem Suchen fand sie eine passende

Taucherausrüstung für sich. Sie quetschte sich in den pechschwarzen Neoprenanzug, der wie eine zweite Haut anlag. Dann steckte sie den Silberdolch in die Wadenscheide und überprüfte den Sitz der Waffe. An den breiten Hüftgurt hängte sie die Taucherflossen, eine weitere starke Lampe, eine Seilrolle, fünf handliche kleine Sauerstoff-Batterien, wie man sie bei der Marine für Notfälle verwendete.

Dann wählte sie die beiden Sauerstofflaschen aus, überprüfte die Ventile, den Druck, das Funktionieren der Mundstückversorgung.

Die Flaschen stellte sie neben den Eingang. Wieder machte sie sich auf die Suche, fand den Wandschrank gleich darauf. Er war brutal aufgestemmt worden. Aber eine Harpune war unversehrt geblieben.

Damona überprüfte auch sie sorgfältig, kramte dann nach den Detonationsgeschossen, von denen sie wußte, daß sie irgendwo gelagert sein mußten. Ken Burton hatte einmal scherzhaft davon erzählt und gemeint, die ›Sturmwind‹ sei selbst auf den Angriff des weißen Hais vorbereitet. Er hatte sich geirrt. Aber die Geschosse mußten da sein.

Fünf Minuten später hatte sie alles, was sie brauchte. Mit den Flaschen und der Taucherbrille in der einen Hand, der Harpune in der anderen, tastete sie sich wieder aufs Deck hinauf. Die Pfeile steckten in einem Gurtköcher. Die Explosivgeschosse bewahrte sie in einem Extra Beutel auf.

Der Sturm verebbte. Sogar die Wolkenschleier im Süden rissen etwas auf. Hier und da blinkten Sterne. Wenn das kein Wink des Schicksals war. Die ›Sturmwind‹ schaukelte ruhiger auf den Wellen.

Das Unwetter zog vorbei.

Damona streifte die Flossen über. Mit einem Ruck wuchtete sie dann die Sauerstoff-Flaschen auf den Rücken, nahm das Mundstück zwischen die Zähne, atmete probeweise. Alles klar. Entschlossen streifte sie die Taucherbrille über, kletterte über die Reling und an der Strickleiter hinunter. Dann ließ sie sich rückwärts ins Wasser fallen. Die Wellen schlugen platschend über ihr zusammen. Damona glitt in die Tiefe. Sie schloß die Augen und verließ sich ganz auf ihren Instinkt. Den Instinkt der Hexe…

***

Lemuron witterte!

Er hielt inne, vernachlässigte sogar das Heranziehen des nächsten Opfers. Dabei brauchte er die Lebensenergie der Sterblichen dringend, damit er den Aufwand dieses Kampfes beibehalten konnte.

Sein Angriff auf das fliegende Etwas hatte Erfolg gehabt. Seine Tentakel hatten es ins Meer gezogen. Die beiden neuen Opfer – diejenigen, die sein Teil-Ego Tanaka Garzzo des landtauglichen Körpers beraubt hatten, waren in seiner Gewalt. Er zog sie in die Tiefe

– zum MondsteinTurm. Kurz faserte so etwas wie Genugtuung in ihm hoch, doch sie verging sofort wieder. Er hatte die beiden Menschen, die es gewagt hatten, sich Lemuron zu widersetzen. Das genügte. Er würde sie –Da bemerkte er, daß nur einer der beiden gefangenen Körper Lebensenergieimpulse abstrahlte. Der andere war nicht real, war nur eine Vision!

Lemuron erhob sich. Ein dunkler Schemen in der Düsternis. Geschmeidig. Tödlich. Noch während er sich verwandelte, huschte er bereits empor und sondierte mit seinen zahllosen Nervenfasern.

Eine furchtbare, alarmierte und auf alles vorbereitete Höllen-Bestie…

***

Damona packte die Harpune unwillkürlich fester, als sie vor sich in der Düsternis des Meeres den bleich schillernden Turm auftauchen sah!

Zuerst wirkte er verschwommen, wie hinter milden Schleiern verborgen, die sich sanft bewegten. Aber je näher Damona heranschwamm, desto deutlicher sah sie die Einzelheiten, und das ließ ihr fast das Herz stocken! Das helle Leuchten kam nicht von ungefähr!

Der Turm war mit Knochen verziert!

Mit menschlichen Gebeinen!

Ein grauenhaftes Mosaik besetzte die Mauersteine! Damona sah Oberschenkel- und Armknochen und Skelettfratzen, deren dunkle Augenhöhlen scheinbar spöttisch zu ihr herglotzten. Hände und Füße waren an den Turmmauern befestigt Es war furchtbar!

Damona wurde plötzlich die Luft knapp. Was für eine Bestie lauerte in diesem Turm! – Sie wagte kaum, an das Schicksal der anderen Passagiere der ›Sturmwind‹ und Mikes zu denken. Dafür aber zögerte sie jetzt nicht mehr länger. Entschlossen schwamm sie durch die dunkle Unendlichkeit auf den Turm zu. Scheinbar einsam und verlassen ragte er vor ihr auf. Dunkel gähnte der hohe Eingang. Die wenigen Bogenfenster waren vergittert.

Damona dachte nicht daran, naiv in eine Falle zu schwimmen.

Denn daß Lemuron seinen Turm nicht unbewacht lassen würde, das war klar. Also die harte Tour, entschied Damona. Und begann mit ihrem Sturmangriff auf die Zitadelle der Bestie!

Ein leichter Druck, und der Pfeil rauschte los wie ein kleines Torpedo.

Im nächsten Augenblick krachte es an einem der oberen Turmfenster. Knochensplitter und Steine und Mörtel wirbelten in einer schwarzen Wolke davon, Wasser blubberte und sprudelte.

Zu diesem Zeitpunkt hatte Damona den Eingang erreicht, zögerte nur kurz und glitt hinein. Den nächsten Harpunenpfeil hatte sie bereits eingelegt. Aber ein Angriff erfolgte nicht.

Komisch.

Damona nutzte die Zeit. Wenn es Wächter gab, dann würden die sich jetzt erst einmal um die Bresche in der Turmwand kümmern.

Treppenfluchten, enge Korridore, Schächte. Eine düstere, verrottete Unterwasserwelt präsentierte sich Damona im Innern des Turmes.

Noch immer wurde sie nicht angegriffen. Bleich wippte der Lichtstrahl ihrer Lampe vor ihr her, strich über den glitschigen Bodenund Wandbelag, der wie Millionen von menschlichen Haaren aussah, huschte an Wänden entlang, über Löcher darin, weiter. Damonas Nerven begannen zu vibrieren. Sie schwamm kraftvoll weiter, achtete darauf, daß sie nirgendwo anschrammte. Kein Laut war zu hören… Das heißt – doch! Ein unheimliches Pochen. Wie der Pulsschlag der Zeit. Drohend. Düster.

Aber das war auch alles. Niemand stellte sich ihr in den Weg. Der Turm schien verlassen. Aber trotzdem spürte sie Mikes Gedankenimpulse, die sie leiteten. Und jetzt mischten sich auch noch andere Ausstrahlungen darin – Damona begriff, daß sie die Gefangenen von der ›Sturmwind‹ gefunden hatte. Hoffentlich ging jetzt nichts mehr schief. Vielleicht war Lemuron wirklich nicht da. Vielleicht war er auf Beutefang ausgezogen, und sie konnte die Männer und Frauen befreien, bevor es zur Konfrontation mit der Bestie kam.

Dann konnte der Unheimliche seine Gefangenen nicht als Druckmittel gegen sie einsetzen. Es war und blieb reines Wunschdenken.

Damona glitt geschmeidig um eine weitere Biegung. Der Lichtstrahl stach ungehindert und weit in einen Schacht hinein. Und schälte die dort schwebenden menschlichen Körper aus dem Schutz der Dunkelheit!

Damona erkannte Tozzi, Mike – einen Matrosen von der ›Sturmwind‹, den Unternehmensberater Miles Placey, und –Da traf sie der Schlag!

Ein wuchtiger Flossenhieb, der sie in den Schacht hineinkatapultierte! Damona überschlug sich, verlor die Harpune. Sie wirbelte als blitzender Schemen nach unten davon. Ein Tentakel wischte über Damonas Tauchermaske und hinterließ eine schleimglänzende Spur.

Ein rasend schneller Schwimmstoß trieb Damona pfeilgerade weg.

Die nächsten beiden Tentakel griffen ins Leere. Dafür aber schoß der schwarze Schatten auf Damona zu…

Er war riesengroß, geschmeidig! Eine Kreatur, die für die Jagd unter Wasser wie geschaffen war! Eine Mischung aus Hai und Riesenkrake. Den schlanken, torpedoförmigen Körper hätte das Etwas vom Hai, die Tentakel vom Kraken.

Wirbelnd und um sich schlagend griff das Ding an!

Damona zweifelte nicht, daß sie Lemuron vor sich hatte…

***

Sie zog den Silberdolch!

Gleichzeitig ließ sie sich nach unten wegsacken! Der Dämon wischte über ihr vorbei, warf sich herum und kam schon wieder!

Kleine, kraftvolle Seitenflossen steuerten den gewaltigen Körper.

Die Heckflosse peitschte den Körper auf Damona zu!

Sie paddelte weg. Ein Tentakel erwischte sie trotzdem. Sie stach wie von Sinnen zu, traf auch, rammte die silberne Klinge in das schwarze, zähe Fleisch. Blut – Dämonenblut – sprühte hoch. Der Tentakel zuckte weg. Damona krümmte sich zusammen und tauchte kopfüber hinunter in die Tiefe. Einer der in dem Schacht gefangenen Männer winkte ihr hektisch. Es war Mike. Wollte er sie warnen?

Und wenn ja – vor was?

Damona nahm beiläufig noch das bizarre Gewirr der Schläuche und dünnen Schnüre wahr, die die Menschen im Wasser wohl mit Luft versorgten und so am Leben erhielten. Herrgott, wie sollte sie die Leute bloß hier herausbekommen. Aber daß sie damit schon unverschämt weit vorausdachte, bekam sie gleich darauf zu spüren.

Lemuron raste hinter ihr her, seine Tentakel tasteten zitternd und gierig nach ihr herunter. Damona sah die Harpune tief unter sich weiter rasend schnell sinken. Wenn sie sie einholen konnte. Sie schwamm, wie sie noch nie geschwommen war. Luftblasen stiegen auf.

Hinter ihr rauschte Lemuron heran. Tintiges Sekret puffte aus seinem aufgerissenen Haifisch-Maul! Der gewaltige Körper strich an ihr vorbei, stieß sie an –Damona flog förmlich gegen die Wand, rutschte tiefer. Der nächste Hieb – diesmal mit der gewaltigen Schwanzflosse! Sie wurde nach unten gerammt. Das war so in Ordnung. Sie holte die Harpune ein.

Auch eine Möglichkeit. Vor ihren Augen flimmerte es. Der Druck in ihren Ohren nahm zu. Hastig atmete sie, obwohl sie wußte, das war falsch.

Das Wasser brodelte. Damona packte den Silberdolch fester. Mit der anderen Hand kramte sie den kleinen Weihwasserflakon heraus, den sie aus ihrer Kabine mitgenommen hatte. Sie öffnete das Fläschchen. Schüttete Lemuron die geweihte Flüssigkeit entgegen. Rasend schnell vermengte sie sich mit dem Wasser des Schachtes. Und Lemuron sauste voll hinein. Der Schrei, den die Fisch Bestie ausstieß, sorgte dafür, daß die Schachtwände vibrierten. Er zuckte zurück, glitt höher. Während Damona in die entgegengesetzte Richtung huschte. Die Harpune war nur mehr eine Armlänge entfernt. Damona schnappte danach.

Und wollte schon aufatmen.
Das aber verging ihr gründlich, als sie die Masse sah, die vielleicht sechs Yards unter ihr auf dem Boden des Gefangenen-Schachtes kauerte und pulsierte!
Es war – ein gigantisches schwarzes Herz!

***

Eine der legendären Großen Mütter! Dämonische Kreaturen, die nichts anderes zu tun hatten, als weiteres dämonisches Leben zu produzieren!
Vor einigen Monaten hatte sie es vor der englischen Küste mit einer solchen Großen Mutter zu tun gehabt.[2] Dieses Gebilde hatte Zarangars Höllenengel produziert. Menschliche Lebensenergie war seine Nahrung gewesen. Aus den Körpern der Unglücklichen war Schließlich das höllische Leben gewachsen.
Hier mußte es anders sein. Die Opfer, die weiter oben im Schacht hingen, wirkten unversehrt. Die, die sich die Große Mutter geholt hatte, waren verschwunden. Damona konnte sich zusammenreimen, welches Schicksal ihnen geblüht hatte. Die Knochen draußen an den Turmwänden sprachen eine deutliche Sprache!
Also mußte dieses gigantische Herz – eine voll ausgewachsene Große Mutter – andere Aufgabenbereiche haben. Oder – es war pervertiert. Natürlich, das war die Lösung! Lemuron… Lemuron kauerte unter ihr – Damona sah den schwarzen, dicken Tentakel, der neben ihr – bisher kaum sichtbar in der trüben Brühe, die hier unten herrschte und das Riesenherz tarnte – nach oben führte, zucken.
Der Anblick des pumpenden Riesenherzens hielt sie noch immer gepackt!
Das war aber auch wirklich ein Hammer!
Das Rucken des Schlauches wurde hektischer. Und auch die dünneren Schnüre zuckten. Die Luftschläuche, an denen die menschlichen Gefangenen dieser Bestie hingen.
Damona wirbelte herum und riß den Kopf in den Nacken. Über ihr verdunkelte sich das Wasser. Die Bestie kam. Und – die Bestie war – wie die Menschen – mit einem Tentakel mit dem Riesenherz verwachsen.
Noch während Damona die Harpune anlegte und eiskalt zielte, wußte sie die ganze Lösung dieses Geheimnisses! Die Fischbestie und das Riesenherz waren ein gewaltiges Ganzes!
Herz und Bestie waren – Lemuron!
Das war es!
Damona drückte auf den Auslöser! Der Pfeil raste davon, zog eine blubbernde Heckwelle hinter sich her. Und traf! Lemurons Teufelsaugen explodierten in einem roten Leuchten! Da hatte Damona

schon den nächsten Pfeil in der Harpune und feuerte wieder. Beim Einschlag in den gewaltigen Körper explodierte die Spitze. Damona zerbiß fast das Mundstück. Sie stieß sich an der Schachtwand ab, schwamm weg, glitt vor den Tentakeln davon, die jetzt von dem Herz zu ihr herauf tasteten. Ein Schreien und Kreischen erfüllte die Unterwasserwelt des Schachtes. Das Herz stieg auf!

Eine Masse, die immer heftiger pulsierte! Schwerfällig kam die Große Mutter, um jetzt persönlich in den Kampf einzugreifen! Der Gigant hatte wahrscheinlich eingesehen, daß es ein Fehler gewesen war, Damona King so weit zu sich vordringen zu lassen. Sie war – wieder einmal – unterschätzt worden!

In diesem Moment hatte Damona den schwersten Entschluß ihres Lebens zu fassen!

Durfte sie dieses Monstrum überhaupt töten? Tötete sie damit nicht gleichzeitig auch die Menschen, die es mit Luft versorgte?

Sie mußte sich mit ihrer Entscheidung beeilen!

Die Fisch-Bestie schwamm mit schwerfälligen, torkelnden Bewegungen zu ihr herunter, war schwer verletzt, gab jedoch noch immer nicht auf! Grauenhafte Kiefer öffneten sich! Damona feuerte ihren Pfeil mitten in dieses gähnende Loch hinein! Die Explosion zerfetzte das Monstrum!

Dann griff das Riesenherz nach Damona!

Wie elektrisiert zuckte sie herum, legte den neuen Pfeil ein – zögerte… Sie wurde gepackt! Der erste Tentakel zerquetschte ihr fast das rechte Fußgelenk. Mit einem Ruck wurde sie hinuntergeschleudert – auf ein riesiges Maul zu, das sich im oberen Teil des schwarzen Riesenherzens auftat!

Damona feuerte!

Sie jagte drei Explosivgeschosse in den schnappenden Schlund und löste dann den Beutel mit den restlichen Explosivgeschossen von ihrem Gürtel – ein wildes, entschlossenes Reißen, dann sanken die Geschosse hinunter. Damona ließ die Harpune fallen. Jetzt war sie nutzlos. Sie zog den Silberdolch, den sie vorhin hastig weggesteckt hatte, durchtrennte den Tentakel, kam frei – und schoß förmlich in die Höhe.

Unter ihr war ein dumpfes Brüllen zu hören. Die schwarze Masse des Riesenherzens glitt höher. Das Maul wurde von den Explosionen zerrissen. Weitere Explosionen rammten Damona weiter nach oben. Einmal verfing sie sich in den Atemschläuchen, dann kam sie wieder frei. Zuckend und bebend wackelten die Schläuche. Dann brach eine weitere Detonation unter ihr los. Die Explosivgeschosse, die normalerweise mit den Harpunenpfeilen abgefeuert wurden.

Hastig glitt Damona herum, schaute zurück. Die Tiefe war von einem blutigroten Schein erhellt, flackernde Lichtpunkte blühten auf,

Feuerblumen in den verrücktesten Regenbogenfarben, die den dunklen Schatten erhellten!

Ein Feuerwerk das Lemurons Ende kennzeichnete!

Die Bestie war erledigt, das Riesenherz wurde zerfetzt!

Die zum Teil riesigen Brocken wehten träge empor. Und versorgten die Menschen, die durch die Tentakel mit ihnen verbunden waren, noch immer mit Luft. Manche Bruchstücke des Herzens pumpten nach wie vor, pulsierten, zuckten.

Ringsum zerbarsten die Wände des Schachtes. Steintrümmer sanken wie in Zeitlupe herunter, verletzten aber glücklicherweise niemanden. Der Turm unter dem Meer wankte. Jetzt, da das unheilige Leben, das hier gehaust hatte, vergangen war, waren auch alle anderen scheinlebendigen Kreaturen erledigt. Lemurons untote Menschenschergen trieben im Wasser, lösten sich auf.

Damona versuchte mehrmals, einen Teil der dämonischen Energie Lemurons mit ihren Hexenfähigkeiten »aufzusaugen« und zu speichern. Aber das gelang ihr nicht. Tief in ihrem Innern wirkte sie wie gefroren. Ihr Kampf war vorbei. Lemuron war besiegt. Der nächste Kampf stand jedoch noch an. Ein für sie sogar fast noch wichtigerer.

Sie mußte Lemurons Gefangene retten. Sie mußte sie wohlbehalten hinauf bringen, an die Wasseroberfläche. Diese Anspannung war zu groß. Sie konnte sich nicht auf ihre Hexenfähigkeiten konzentrieren.

Damona bugsierte die gewaltigen Bruchstücke des Riesenherzens, so gut ihr das möglich war. Die menschlichen Gefangenen dirigierte sie ganz an die Schachtwände, daß die Stücke des Kolosses passieren konnten. Sie trieben hoch. Und durchbrachen die steinernen Decken des Turmes – und trieben weiter – höher…

Immer höher!

Und mit ihnen die Menschen!

***

Damona schaffte das, was ihr selbst als fast unmöglich vorgekommen war. Sie brachte alle Menschen zur Meeresoberfläche hinauf.

Eine Frau verlor die Besinnung, weil das Fragment des Riesenherzens, an dem sie hing, aufhörte, Luft zu pumpen. Damona versorgte sie mit Luft aus ihren Sauerstoff-Flaschen. Dann wären sie oben, und als sie die ›Sturmwind‹ nur ein paar Yards entfernt auf den Wellen schaukeln sahen, da brach ein unbeschreiblicher Jubel aus.

Damona befreite die Männer und Frauen von den dünnen Luft-Tentakeln Lemurons. Das klappte ohne Schwierigkeiten. Die Menschen waren Gott sei Dank nicht verletzt, sondern höchstens schwer entkräftet. Manche mußten sich mit ihrer »normalen« Atmung erst wieder anfreunden. Aber das war – verglichen mit dem Schicksal, das ihnen gedroht hatte – eine Kleinigkeit. Sie hielten sich an den leblosen

Brocken des Riesenherzens fest, waren einander gegenseitig behilflich, sich über Wasser zu halten, während Damona und Mike zur ›Sturmwind‹ hinüberkraulten und die Rettungsboote holten.

Dann waren sie alle sicher an Bord der verwüsteten Yacht, ließen sich einfach fallen, wo sie gerade standen, lachten, redeten durcheinander, oder waren einfach nur still. Eine Frau murmelte ergriffen ein Gebet. Mike umarmte Damona und zerdrückte sie fast an seiner Brust. Tozzi hatte die Besinnung verloren. Ein anderer Mann kümmerte sich um die Verbrennungen des Italieners. Sie würden verheilen, ihm aber auch noch eine Zeitlang Schmerzen bereiten. Aber das würde Tozzi verdauen – wenn er nur erst einmal wieder in die Nähe seiner geliebten Geschäftsunterlagen kam.

Trotz aller Freude über den Sieg – mischte sich jedoch auch Trauer darin. Kenneth Burton und Ludovica sowie vier andere Menschen hatten in Lemurons Knochenturm sterben müssen.

Später standen Damona und Mike allein an der Reling, während sich die anderen darum bemühten, das Funkgerät in Gang zu bekommen.

Im Osten verblaßte die Nacht, ein neuer Morgen kündete sich mit zarten, blaßrosa Farben an.

Mike spürte, daß Damona an Ken und Ludovica dachte. Wie muntert man eine traurige Hexe auf? fragte er sich. Er zog sie näher zu sich heran. Und dann fragte er ganz harmlos:

»Sag mal, wie teuer ist eigentlich so ein Polizei-Hubschrauber?«

Womit er den Nagel – wieder einmal – auf den Kopf traf.

ENDE

[1]Siehe Damona King Nr. 100 »Ein Sarg für Damona King«
[2]Siehe Damona King Nr. 94 »Brutstätte des Bösen«